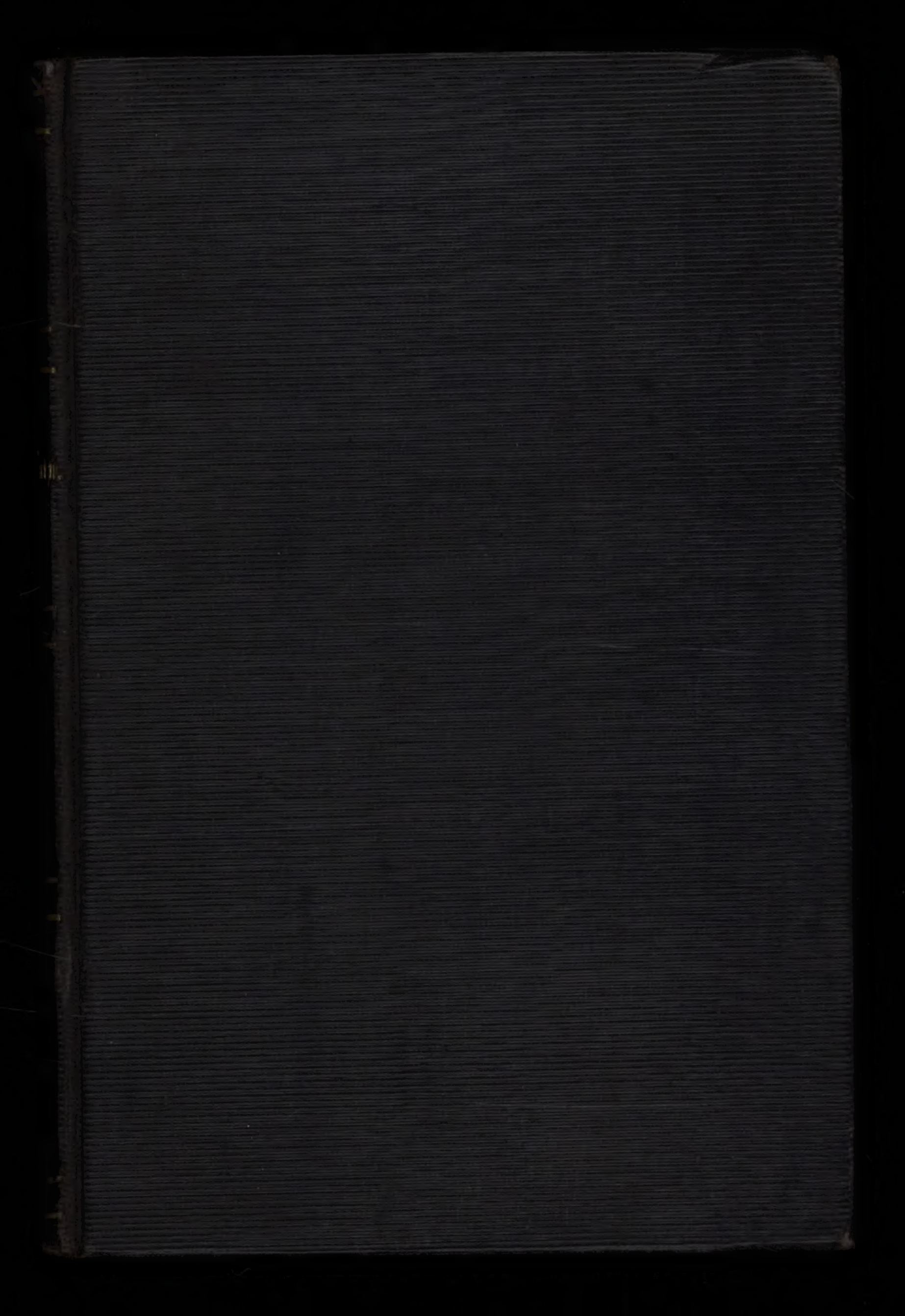
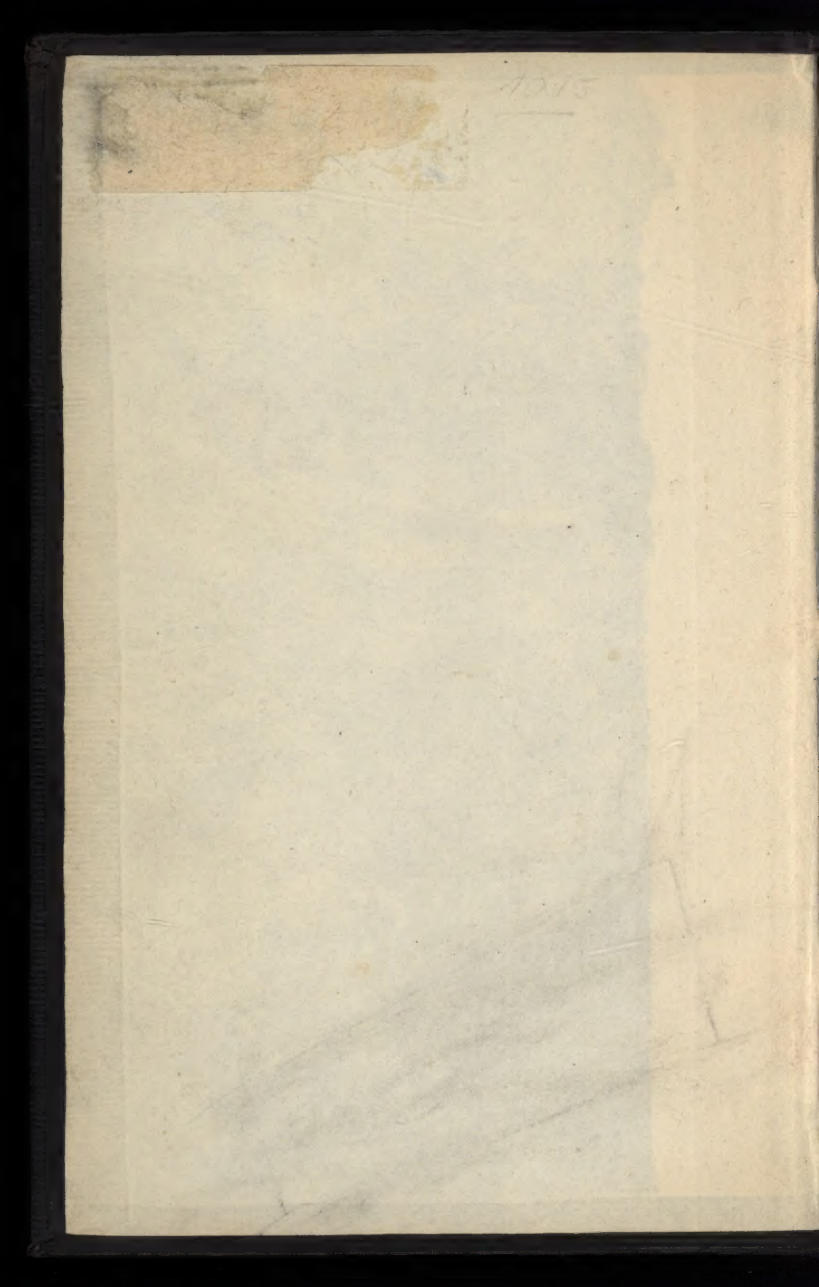
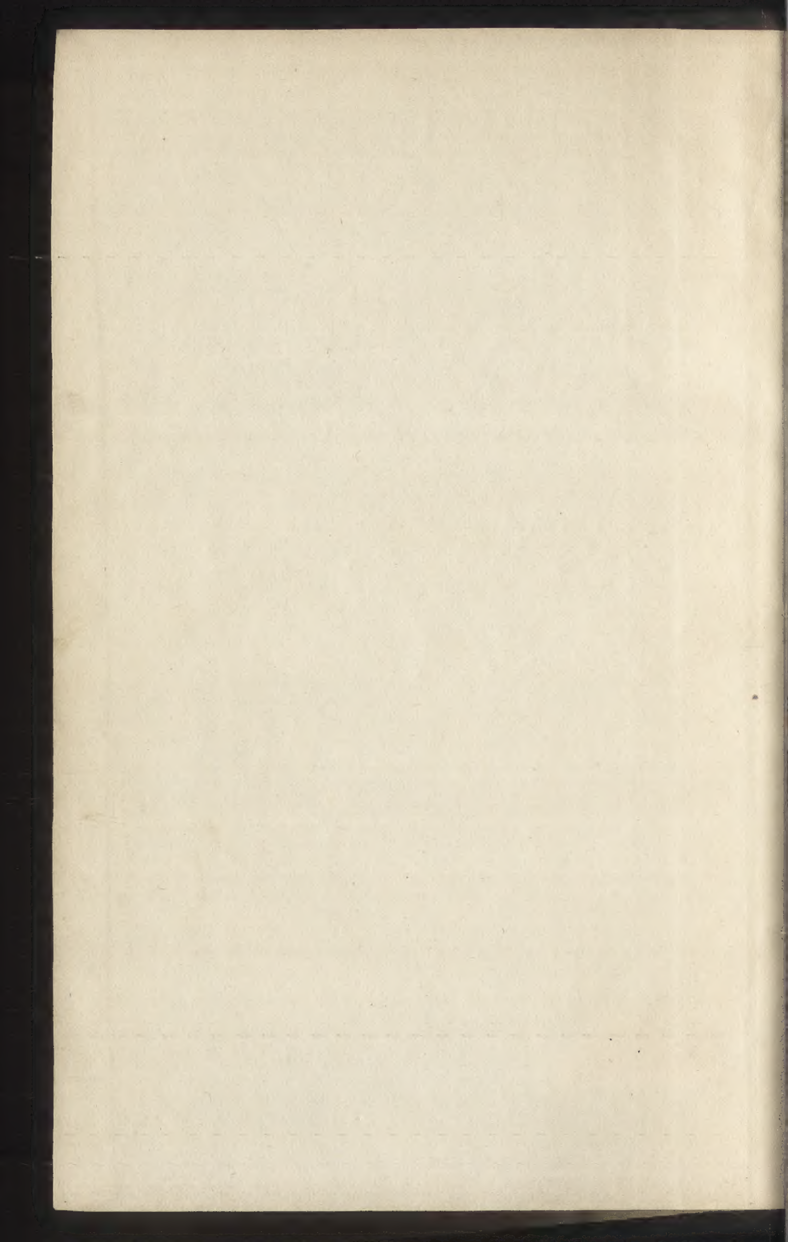
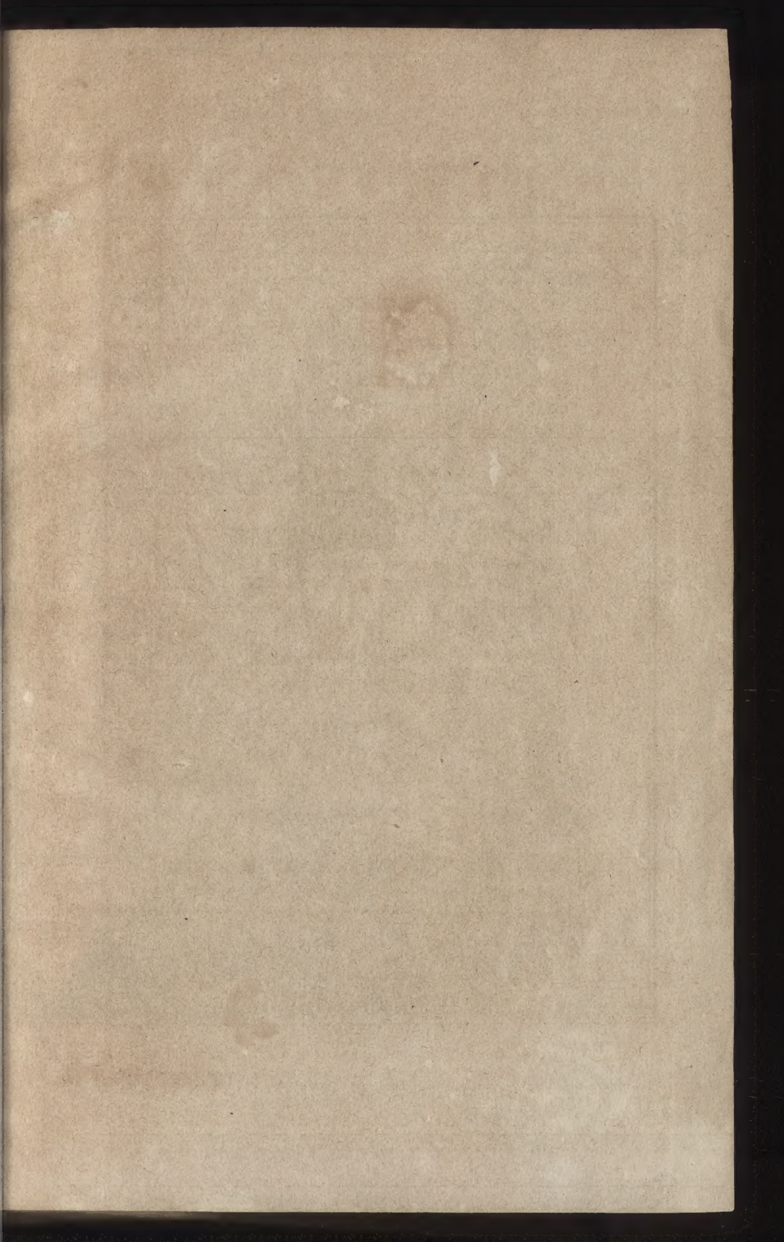




I
Ex
Mi
Erv
abc
ber
de







Benjamin.

Ein Roman.

Aus der Mappe eines tauben Malers.

Erster Theil,

mit zwölf Charakterbildern,

erfunden und radirt

vom

Herausgeber.

Motto.
Er war ein Kind der Zeit.
Sie hob ihn,
Sie trug ihn,
Sie ließ ihn fallen.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1830.



Zueignung.

Dem

Herrn Doctor

Ludwig Börne

ist dieser Versuch eines Versuches in freudigster Verehrung gewidmet

von dem Versucher.





Vorwort
an
Dr. L. Börne.

„Und wenn sonst Niemand mich loben will, so lobe ich mich selbst," läßt der große Erasmus seine Narrheit sagen. Es ist dieses auch meiner langen Vorrede kurzer Sinn, und Sie werden daraus ersehen: daß ich meine tüchtige Portion Narrheit aus der segnenden Hand der Vorsehung erhalten habe — aber dessen ungeachtet bin ich doch keiner von den Großen; denn ich weiß es, daß ich ein Narr bin, und würde schamhaft errötchen, wenn man mir die Ehre anthun wollte; mich für einen Weisen zu halten — wahrlich, was die

Bescheidenheit betrifft, so kann ich mich nicht nur mit den sieben Weisen Griechenlands, sondern selbst mit den Weisen des Morgenlandes messen; dafür haben aber letztere auch wieder die Heiligkeit vor mir voraus. Sie behaupten, Herr Doctor, wir Deutsche könnten keinen Roman schreiben, wenn wir uns auch noch so sehr abmarterten, und ich eigne Ihnen ein Buch zu, welches den Namen Roman auf dem Titelblatte führt — aber seyn Sie ruhig: ich weiß besser, wie jenes baierische Schenkmädchen, die Ironie von Dünn- und Schmalbier zu unterscheiden — und ich versichere feierlichst: daß dieser Titel nichts als Ironie ist; denn ich will sterben, wenn ich weiß, was Alles dazu gehört, um einen guten, oder auch nur schlechten Roman zu schreiben — wie wäre es mir also möglich gewesen, Etwas dergleichen zu liefern? —

Aber einen Titel mußte mein Buch doch einmal haben, obgleich ich selbst keinen habe — keinen, Herr Doctor! — nicht einmal einen philosophischen. — Ich gestehe es: das Unglück ist nicht so groß, daß ich mein Bißchen Geist deßhalb aufgeben müßte — aber mein Buch! mein Buch! — ? Weiß ich denn, ob auch nur ein Fünkchen Geist d'rin ist? und hat doch der Bundestag einen herrlichen Titel — warum denn mein Buch nicht? und ein Buch habe ich doch nun einmal geschrieben. — O, Herr Doctor, wie mich dieser Gedanke erhebt — ein Buch, ein Buch!

Ich will Ihnen erzählen wie es kam, und warum ich grade mein Buch einen Roman nannte.

Ich stand im verflossenen Sommer in der Vorhalle der Hoffmann und Campeschen Buchhandlung — betrachten Sie ge=

fälligst das erste Blatt meiner Umrisse, und ich bin gewiß: schöne Erinnerungen werden in Ihrer Seele auftauchen. Sie werden auf den ersten Blick unsern Herrn Verleger erkennen, so wie seine Comtoirgehülfen, besonders den kleinen freundlichen, etwas fetten (ich nenne ihn nur immer meinen Gevatter, weil er nie unterläßt, so oft ich komme, mir seine Tabacksdose zu offeriren). Auch der kleine Lieblingshund des Herrn Campe wird Ihnen noch erinnerlich sein, so wie endlich der kleine Laufbursche und Lampenanzünder, der von den sechs Lampengläsern in der Regel immer drei zerbrach, weßhalb er seit einiger Zeit zu seiner nicht geringen Kränkung, seine Ehrencharge als Aufklärer und Verbreiter des Lichts in der Hoffmann und Campeschen Officin verloren hat, und nur noch ein simpler Laufbursche ist; — warum ging er auch so ungeschickt

mit dem Aufklärungsgeschäfte zu Werke? — Aber ich sehe im Geiste Ihren Blick fragend auf die schlanke Gestalt eines jungen, liebenswürdigen Mannes geheftet, der, auf den Fußspitzen sich erhebend, mit heraufgerecktem Halse vor dem Bücherrepositorium rechts, steht; und etwas zu suchen scheint — Sie kennen ihn nicht? — ich glaub's! denn Sie sahen ihn noch nie.

„Dieser holde Mann bin i ch!"

Ja, Herr Doctor! so — gerade so stand ich im vorigen Sommer vor dem Bücherrepositorium, und ich sah die Bücher — die prächtig eingebundenen Bücher mit den schönen goldenen Titeln auf dem Rücken der Einbände: „Hoffmann's Werke" — 10 Bände — „Heine's Buch der Lieder" — „Heine's Reisebilder" 2 Bände — „Heine's Tragödien" — jetzt folgten die „Gedichte des Grafen Platen," aber boshaft

genug, in der nämlichen schlechten Ausstattung, wie Cotta sie in die Welt geschickt hat, dann kamen „Hauff's Memoiren des Satans“ 2 Bände, und endlich „Börne's gesammelte Schriften“ 7 Theile. — Noch war für etliche Bände Platz in der Reihe, und mir ging das Herz auf, wenn ich dachte: wie herrlich müßte sich's nicht machen: wenn jetzt etwas von deinen Geisteserzeugnissen folgte, „J. P. T. Lyser's“ — — — und so weiter. Ich theilte diesen Gedanken Herrn Campe schüchtern mit, und spielte auf eine Gesammtausgabe meiner bis jetzt noch nicht gedruckten Schriften an. Ich gab ihm mein Manuscript, er las es, und meinte: es sei Alles recht hübsch, nur müsse ich bemerken, woher ich es gest — — geschöpft habe.

Als er meine Betroffenheit bemerkte, fuhr er fort: warum gehen Sie nicht Ihren

eigenen Weg? Versuchen Sie sich einmal an einem ordentlichen Ganzen — etwa einem humoristischen Roman — wir haben wenig Aechtes der Art aufzuweisen.

Ein weiser Mann würde davor zurückgebebt sein; denn er hätte alle Schwierigkeiten sogleich überschaut — ich aber — ein Narr, ergriff mit Feuer diese Idee, und machte mich an's Werk. Ich griff „hinein in's bunte Menschenleben," und in mein eigenes — und so entstand mein Benjamin. Mein Buch enthält nur Wahres, und dennoch ist Alles erdichtet — aber nichts erfunden; — ach, und hier sehe ich, wie schlimm es um meinen literarischen Ruhm stehen wird, wenn man auf das Kapitel von der Originalität kommt — allen meinen Lesern möchte ich Ihre Worte zurufen — „vergesset, was Ihr bisher laset und lerntet" — und hinzufügen — „was Ihr

erlebtet," ehe Ihr mein Buch leset; dann nur kann es Euch als „originell" erscheinen; — was aber dann fehlen würde, wenn's Euch möglich wäre, so zu thun — das weiß ich nicht. — Nun, ich ergebe mich in mein Schicksal, falte, wie der Stadtschreiber Fürchtegott Dünnbein in Dummburg, die Hände, mache einen Diener, und spreche: „Wie Gott will!"

Ich bin doch kein gar so großer Narr! oder ist es etwa ein Narrenstreich, Ihnen mein Buch zuzueignen? — wahrhaftig: mein! — Wenn Sie mein Buch lesen, so werden Sie keine einzige schwache Stelle unbelacht und ungegeißelt durchschlüpfen lassen, aber wo sich eine gute Stelle findet — — — Herr Julius Campe! ich wünsche meinen Benjamin in rothem Maroquin mit Goldschnitt eingebunden zu sehen.

Vorwort
an
die übrige Lesewelt.

Du erhältst hier, liebe Lesewelt, keinen gewöhnlichen Romanhelden — sondern nur einen gewöhnlichen Menschen dargestellt unter ungewöhnlichen Verhältnissen. — Du kannst aber diesen Satz auch umkehren, so daß ein ungewöhnlicher Mensch und gewöhnliche Verhältnisse herauskommen — es läuft Alles auf eins hinaus. Größe ist da, gleichviel wo.

Damen will ich wohlmeinend ersucht haben, dieses Buch nicht auf ihrem Putztische zur Schau liegen zu lassen, und auch nicht davon zu sprechen — allein können sie es gerne lesen; denn obzwar ich oft gezwungen war, „die tiefste Baßsaite der Gemeinheit" anzustreichen — so ist es doch noch lange nicht so arg geworden, wie die Memoiren Casanova's, Vieles von Clauren und Einiges von der Lady Morgan.

Der Verfasser.

Erstes Buch.

Benjamin in Dummburg.

Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dicht' ich, immer auch schon was.
(Lustige Person.)



Erstes Kapitel.

Von einem morgenländischen Weisen und einem Dummburger Stadtschreiber. Der Held der Geschichte erscheint. Die Carrikatur und das Christusbild. Ausflug.

Es lebte einmal ein weiser Mann im Morgenlande, seinen Namen habe ich leider vergessen, doch thut der Name hier nichts zur Sache, genug: der Mann war ein weiser Mann! Wenn dieser weise Mann in seinem Garten lustwandelte, so geschah es oft, daß er über allerlei vernünftige und unvernünftige Dinge meditirte, als da sind: Gott und Welt und Menschen und Vieh. —

Darüber gerieth er denn oft in eine solche überirdische Entzückung, daß er Alles um sich vergaß, und steif und starr da stand, ohne ein Glied zu rühren, so daß die Vögelein aus der Luft herabkamen, und sich auf ihn niederließen, weil

sie glaubten, er wäre eine Statue oder gar ein Zaunpfahl.

In dem Hause des Herrn Stadtschreibers Fürchtegott Dünnbein zu Dummburg, und zwar in einem Zimmer der Belletage, stand ein kleiner, hagerer, etwa funfzigjähriger Mann, im tiefsten Negligé, und schaute selig verzückt durch die blanken Fensterscheiben zum schönen blauen Maihimmel hinauf: Ueber den linken, schlaff am Leibe herabhängenden Arm hatte der Mann einen halbgewichsten Stiefel gezogen, und in der rechten, gleichfalls herabhängenden Hand hielt er eine Stiefelbürste. — Hättest Du, lieber Leser, besagten Mann nur eine Minute lang gesehen, wie er dastand — steif und regungslos — bei meiner Treue! Du hättest ihn entweder für den leibhaftigen morgenländischen Weisen in flanellnen Unterhosen und froschgrünem Frack, oder für einen Strohmann gehalten. Aber länger als eine Minute wärst du schwerlich in deinem Irrthum geblieben, indem gedachter Mann alle Minuten regelmäßig einen kurzen Diener machte, worauf er dann mit wunderlicher Hastigkeit was weniges an seinem Stiefel bürstete, bis er plötzlich wieder seine starre Stellung annahm — und so fortfuhr mit Starrstehn, Dienermachen, Stiefelputzen, bis ihn die gellende Stimme seiner

Hausehre, oder sonst ein Zufall in seiner Andacht störte.

Dieser Mann war nämlich Niemand anders, als der Herr Fürchtegott Dünnbein, wohlbestallter Stadtschreiber zu Dummburg, und wirklich hielt er seine Morgen-, Mittags-, Nachmittags- und Abendandachten stets auf eben beschriebene Weise. — Die Veranlassung dazu war folgende:

Herr Fürchtegott Dünnbein besaß das beste Herz, aber einen sehr mittelmäßigen Kopf.

In seiner Jugend liebte er ein Mädchen, und das betrog ihn. Herr Fürchtegott, der bis dahin noch kein einziges Mal in den Harnisch gerathen war, gerieth jetzt hinein, und zwar, wie das bei solchen Menschen gewöhnlich der Fall ist, um so ärger, je weniger er vorher Anlage dazu gezeigt hatte.

Tausend verrückte Streiche, wie sie ein unglücklicher Verliebter nur immer begehen kann, beging er. Der Letzte aber setzte allen Uebrigen die Krone auf, und entschied über sein ganzes nachheriges Leben: Er hatte nie eine Fliege tödten können, und jetzt ging er unter die Soldaten, und zwar wider den ausdrücklichen Willen seines Vaters. Der Alte ärgerte sich, bekam das Gallenfieber und

starb nach vierzehn Tagen, ohne sich vorher mit seinem Sohne versöhnt zu haben.

Das war ein Donnerschlag für unsern armen Freund! — Sein Liebesraptus war verschwunden; der Gedanke: Schuld an dem Tode seines strengen, aber geliebten Vaters zu sein, marterte ihn unaufhörlich — er machte sich selbst die heftigsten Vorwürfe und wenig fehlte, daß er in seiner melancholisch-cholerischen Stimmung nicht Hand an sich legte. Endlich gelang es zwar seinen Freunden, ihn wieder etwas zur Vernunft zu bringen — mit seiner kriegerischen Laufbahn war es aber natürlicher Weise vorbei. Er nahm seinen Abschied, wurde, was sein Vater gewesen war: Stadtschreiber in Dummburg, und heirathete nach Jahresfrist eine Cousine, die er nicht leiden konnte; aber er heirathete sie, weil sein Vater sie ihm bestimmt hatte, und behandelte sie nur zu gut.

Wäre seine Frau mit der gehörigen Vernunft begabt gewesen, welche erforderlich ist, einen solchen Mann zu behandeln, und hätte sie ihn nur ein ganz klein wenig geliebt — kein Zweifel: daß es ihr alsbald gelungen wäre, ihm den Kopf wieder zurecht zu rücken; aber Frau Lucie war, wenn auch nicht gar so böse, doch ohne alle Bildung, und liebte ihn eben so wenig, als er sie. — Sie hatte ihn genommen, weil sie schon fünfundzwanzig

Jahre eingestehen mußte, und bis dato noch kein andrer Freier erschienen war (Fürchtegott zählte zu jener Zeit erst 22). — Sie war ordentlich, arbeitsam, aber im Uebrigen konnte sie füglich für eine Xantippe von der besten Sorte gelten. Von Gestalt war sie hager, knöchern, und um einen guten Kopf größer als Fürchtegott.

Jetzt waren fünfundzwanzig Jahre vergangen seit dem Tage der Hochzeit, und kein Tag verging, an welchem Frau Lucie ihren Pantoffel nicht mit Macht handhabte. Fürchtegott ertrug seine Leiden mit wahrhaft lammmäßiger Geduld: Er war, wie gesagt, ruhiger geworden, aber mit seinem Gewissen immer nicht so ganz im Reinen. Seine von Jugend auf sorgsam genährte Gottesfurcht war endlich in eine wirklich krankhafte Bigotterie ausgeartet. Bei Allem, was er that, betete er. Bei Allem, was ihm widerfuhr, betete er, sogar wenn sich zu Zeiten der alte Adam in ihm regte, betete er; und entfuhr ihm, was als Folge seines leidigen Soldatenlebens nicht eben allzuselten vorkam, ein Fluchwort, so vergaß er nie ein: „Gott verzeih' mir die Sünde!" — hinzuzusetzen.

Im Verfolge der Geschichte wirst Du, lieber Leser, diesen wunderlichen Mann noch näher kennen lernen; ich nehme daher den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Der Herr Stadtschreiber hatte, seit er sein diesmaliges Nachmittagsgebet begonnen, so eben den dritten Diener gemacht (in der Regel kamen deren Neun in jeder Betstunde vor), als die Thür geöffnet wurde, und ein junger Mensch von etwa siebenzehn Jahren hereintrat.

Es war der Held dieser Geschichte: Benjamin.

„Liebster Onkel!" — rief er —

„Den Augenblick!" entgegnete der Herr Stadtschreiber, ohne seine Stellung zu verändern, betete noch eine Minute fort, machte seinen vierten Diener, und wandte sich dann zu dem geduldig harrenden Neffen mit der gutmüthigen Frage: „Was willst Du, mein Sohn?"

„Ich wollte Ihnen nur sagen, lieber Onkel, daß ich wieder auf einige Tage nach Liebenau hinausgehe."

„Hast Du Dich wieder mit der Tante gezankt?"

„Nicht doch, Onkel, es ist nur wieder eine dumme Geschichte. Der alte Kirchenrath Wackelbauch hat, Gott weiß wie? eine Skizze von mir erwischt, und bezieht sie auf sich und seine beiden dicken Töchter — und die Tante —"

„Ich wollte," platzte der Onkel höchst ärgerlich heraus, „ich wollte, daß der Teufel (Gott vergieb mir die Sünde!) den dicken Kirchenrath und

seine dicken Töchter holte, und Deine Carrikaturen dazu! daß Du auch das heillose Satyrisiren nicht lassen kannst — die ganze Stadt hast Du Dir schon damit zu Feinden gemacht."

„Onkel! darauf bin ich stolz."

„Ein Narr bist Du, ein Erznarr! Du schadest Dir selbst am meisten damit, und ich habe immer niederträchtigen Aerger davon. Kannst Du denn nichts Besseres malen?"

„Nun ja doch!" lachte Benjamin, sprang zur Thür hinaus, und kehrte sogleich mit einem verhüllten Bilde zurück. Nachdem er es in's rechte Licht gestellt hatte, riß er das Tuch hinweg, und im frischen, lebendigen Farbenglanz strahlte dem Onkel das Bildniß des Erlösers entgegen. Es war ein lebensgroßes Kniestück, und sowohl im Ausdruck des Gesichts als auch der Stellung der Hände errieth der Beschauer leichtlich, daß der Moment zum Vorwurfe gewählt worden, wo der große Weise die liebevollen Worte sprach: „Kommet her zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken."

Kaum erschaute Onkel Fürchtegott das Bild, so machte er auch sogleich drei rasche kurze Diener, faltete andächtig die Hände, und wechselweis bald seinen Neffen, bald die Schilderei betrachtend, fragte er gerührt: „also das hast Du gemacht?"

„Freilich," versetzte Benjamin, „meinem guten Liebenauer Pastor zum Andenken, es soll in der dortigen Kirche aufgehangen werden, und deshalb vorzüglich will ich heute hinaus, und es hinbringen. Mit der Carrikaturgeschichte hat es soviel nicht zu bedeuten." — Der Onkel wurde immer freundlicher: „Also in der Kirche soll es hängen? Da will ich doch auch einmal hinaus, und sehen, wie sich's dort ausnimmt. Geh' nur jetzt, mein Junge! und bleibe morgen dort, es ist gerade Sonntag, das trifft sich gut, ich denke, mit Gott" (Diener), „bis zum Montag meine Frau wieder mit Dir ausgesöhnt zu haben — aber lass' es dann auch das letzte Mal gewesen sein. — Grüße den Herrn Pastor — hast Du Geld?"

„Nein Onkel!"

„Du hältst schlecht Haus, Benjamin! — warte! da hast Du" — (der gute Onkel durchsuchte alle seine Taschen, aber die waren eben so schwindsüchtig wie die seines Neffen, und höchst ärgerlich rief er:) „So schlage das Donnerwetter drein, Gott verzeih mir die Sünde! ich habe auch nicht einen rothen Heller bei mir! meiner Frau darf ich jetzt nicht kommen" —

„Ich brauche kein Geld, Onkel."

„Nein! nein! man darf sich doch nicht lumpen lassen! Du mußt — weißt Du was? Gehe

hin zum Vetter Hans, und laſſ' Dir einen halben Gulden geben, ich wollt' es ſchon wieder richtig machen."

„Guter Onkel!"

„Schon recht! mach nur, daß Du fort kommſt, ich höre meine Frau." — Wie der Blitz war Benjamin aus dem Zimmer, aus dem Hauſe, aus der Stadt. —

Der Onkel aber begann ein neues Gebet, worin er dem lieben Gott ſeinen Dank dafür darbrachte, daß ſein lieber Neffe glücklich aus dem Hauſe gekommen, ohne mit der Tante zuſammen zu treffen.

Extrablatt.

Und also hätte ich Dir, lieber Leser! meinen Helden sonder Zwang und Angst vorgeführt; zwar auch ohne die üblichen Knalleffecte, womit insgemein die Romanhelden auftreten, aber ich habe Dir ja auch schon im Voraus gesagt: daß mein Benjamin kein gewöhnlicher Romanenheld ist, der nur auf dem Papier lebt, und oft auch da nicht einmal. — Mein Held aber lebt, Gott sei Dank! in der wirklichen, schönen Welt, und ich prophezeihe Dir, daß, wenn er nur erst so recht mitten drin sich herumtummelt, und alle Lust, und aller Schmerz, wie sie das Dasein giebt, einziehen in seine Brust — und welchem wirklich Lebenden widerführe das nicht? — ich prophezeihe Dir: Du wirst ihn dann nicht so leicht für einen andern Romanhelden hingeben.

Uebrigens kann ich mich gar nicht genug über den Namen meines Helden freuen! —

„Benjamin!"

Wie so traulich, herzlich und beschwichtigend lautet er! Wie so klar, heiter und lebenskräftig!

— Ich bin gewiß, daß keiner meiner Leser, wenn er mein Büchlein zur Hand nimmt, und den Titel lieset:

„B e n j a m i n.
Ein Roman aus der Mappe eines tauben Malers.
Erster Theil,
mit 12 Charakterbildern,
erfunden und gezeichnet von J. P. T. Lyser.
Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1830."

auch nur einen Augenblick daran denkt, mein Held könne ein Spitzbube sein, oder ein Narr. Mit dem Namen Benjamin sind solche Begriffe durchaus nicht zu vereinigen! Jeder sieht's dem Namen sogleich an, daß mein Held ein so ehrlicher, heiterer Junge sein muß, wie er es in der That ist.

O wie lieb ist es mir jetzt, daß ich schon von frühster Jugend an gewohnt war, jedes Ding bei seinem rechten Namen zu nennen! — Es hat mir freilich schon manche Ungelegenheit zugezogen, mancher sogenannte Freund kündigte mir deshalb seine ewige Freundschaft auf; und mancher schöne Mund, welchen ich sonst küssen durfte, schilt mich jetzt einen Erzgrobian! kein Jude will mir mehr bor-

gen, und kein Diplomat würde mich je mehr für einen Anhänger der Aristokratie gelten lassen, wollte ich mich auch herablassen, den Fürsten Metternich und den großen Rothschild bis in Mahom's siebenten Himmel zu erheben.

Aber der Lohn der Tugend bleibt nicht aus! All mein Herzeleid ist mir vergolten! ich brauche mir keine Sorgen zu machen über den Anfang meiner Geschichte — ich schreibe nur den Namen meines Helden:

„Benjamin!“

hin; und der schönste Anfang ist gemacht. Gesegnet sei der Gevatter, der meinem Helden seinen Namen gab! gesegnet der Pastor, der ihn taufte! wüßte ich ihre Namen, ich wollte ihnen zwei köstliche Denkreden halten, trotz einem Börne! — und Herr Julius Campe sollte sie mir doppelt honoriren.

Hieße mein Held Joseph, so könnte der geneigte Leser leicht in Versuchung gerathen, ihn für sehr keusch, oder für einen Kornwucherer zu halten, welches Beides er doch eben so wenig ist, wie ich selbst.

Hieße er Martin, oder Peter, so könnte man dabei an einen großen Reformator in religiöser oder politischer Hinsicht denken, welches aber ebenfalls fehlgeschossen wäre.

Ferdinand, Fritz, Carl, Theodor, Ludwig,

August! ꝛc. sind zwar recht hübsch klingende Namen — aber sie klingen auch nur, und sagen dir Wenig oder Nichts! aber „Benjamin!“ — welch ein Zauber liegt in diesem Namen! —

Wie freue ich mich auf den Moment, wo er zum ersten Mal seiner Geliebten — (ich wollte, sie hieße Hedwig!) sagte: „Ich liebe dich!“ — und nun sie dasteht, und ihn anschaut mit einem Blick, in welchem tausend Himmel voll unendlicher Lust und unendlicher Wehmuth wiederstrahlen — und sie dann endlich „Himmel aufjauchzend, zum Tode betrübt“

„Benjamin!“

ausruft, und in seine Arme stürzt — — —
— — — — — — — — — —

O! hätte ich nur meinen eignen, einfältigen Namen nicht schon drucken lassen, auf der Stelle nähm' ich den Namen Benjamin an, und eilte durch die Straßen meines lieben alten Hamburgs, von Haus zu Haus;

Und wo aus einem Fenster
Ein schönes Kind schaute,
Mit schmachtenden Augen,
Rosigen Wangen,
Und küssigen Lippen;
Wie sie nur immer zu finden in Hamburg;
Da kehrte ich ein,
Und machte einer Jeden

Die göttlichste Liebeserklärung;
Und sagte am Schluß: „Ich heiße:
Benjamin!“
Und alle die süßen, herzigen Mädchen
Fielen mir um den Hals,
Und flüsterten, lispelten, schnatterten, jauchzten:
„Benjamin!“
Und ich verginge vor Entzücken.

Ende des Extrablatts.

Zweites Kapitel.

Der Held auf dem Wege nach dem Dörfchen Liebenau. Der geneigte Leser erfährt unterdessen, wer und was besagter Held eigentlich ist. — Ankunft des Helden in Liebenau. Leonore! — Der Leibarzt — höchst wichtige Unterhandlungen, Benjamins Gedanken darüber — der Entschluß.

Freiauf athmete Benjamin, als er die Stadt im Rücken hatte, und trotz dem, daß er an seinem Bilde schwer tragen mußte, fühlte er sich doch federleicht. — Es war ein wunderschöner Mai-Nachmittag; der liebe Himmel schaute so freund-lichklar auf die neugrünende Erde herab, als wolle er es den Menschen recht zu verstehen geben, wie lieb er sie noch immer habe, trotz der vielen Dummheiten, die sie nun schon 6000 Jahre lang begehen.

Das Städtchen — oder wenn man lieber will: die Stadt Dummburg ist zwar an sich ein

heilloses Nest, und eigentlich keinen Schuß Pulver werth, wollte man auch die drei Justizräthe, welche dort leben, sammt ihrer ganzen Hochwohlgebornen Sippschaft mit auf die Rechnung setzen — aber der Wahrheit die Ehre: die Umgebung der Stadt ist sehr hübsch! — Sie liegt in einem reizenden Thale, wie es nur immer der Norden Deutschlands aufzuweisen hat; rings umgeben von Busch und Wald, und wenn man so von einer Anhöhe auf sie herabblickt, könnte man wunder glauben, wie gut sich's allda leben ließe, besonders wenn der Frühling das Seinige thut, ihr einen romantischen Anstrich zu geben, welchen sie außerdem nicht hat — und es war Mai! und heute gar Sonnabend; ach! der Sonnabend ist und bleibt doch ein gar lieber Tag! mir fast noch lieber wie der Sonntag selbst. Wenn man sich eine ganze Woche abgemartert hat — dann tönt endlich die Vesperglocke — und es ruhen plötzlich alle lärmenden Gewerke — und die Menschen begrüßen einander mit stillen, freundlichen Gesichtern — und die Kinder jauchzen und hüpfen vor Lust, weil heute keine Schule mehr ist, und Morgen den ganzen Tag nicht!

O du lieber Gott! indem ich dieses niederschreibe, taucht die ganze glückliche Knabenzeit wieder vor meinen Blicken auf — und vor Allem

der Sonnabend, der liebe, liebe Sonnabend! — Wahrhaftig! ich erinnere mich keines Sonnabends, wo ich nicht einen Anflug von ächter Poesie verspürt hätte! — und selbst in jener Schreckenszeit, als meine guten Freunde, denen der Sonnabend „Schabbes“ ist, mir auf die prosaischeste Art von der Welt mit Wechselarrest — Pfändung — Beschlag — und der Himmel weiß, was sonst noch zusetzten — — selbst da, sag' ich: behielt der Sonnabend bei mir sein Recht. —

Aber zu unserm Benjamin zurück!

Als er die Anhöhe vor der Stadt erreicht hatte — begann so eben das Vespergeläute — und sein Herz schauerte zusammen in wunderbarer Empfindung! — Die Töne erinnerten ihn an seine gesegnete Heimath, an das herrliche Land, wo der Rhein rauscht und die Traube glüht, und wo er so viele frohe, gute, glückliche Menschen gekannt — wo er selbst die glücklichen Jahre seiner Kindheit verlebt hatte. — Ach, wie lebendig erinnerte er sich an Alles — und vor Allem an seine Mutter, an seine liebe Mutter — die so gut war, und doch nicht glücklich! — Der Vater war gestorben, als Benjamin noch in der Wiege lag — die Mutter war seit der Zeit nie wieder froh geworden, und kränkelte, bis sie starb; — aber engelgut und freundlich war sie immer gewe-

sen, und obgleich Benjamin erst neun Jahre alt war, als er auch sie verlor, so hat es doch wohl selten ein Sohn so gleich und so tief empfunden, was es heißt, eine gute Mutter zu verlieren; und wer weiß, ob er nicht in diesem Augenblick auf's Neue von seiner Wehmuth wäre überwältigt worden, wenn die sieben, im Hause seines Onkels verlebten, bösen Jahre ihn — nicht abgestumpft und erkältet — aber gekräftigt hätten.

Als nämlich die Mutter gestorben war, kam der Onkel Fürchtegott mit Extrapost, und führte seinen Neffen nach Dummburg in sein Haus.

Benjamin war ein ehrlicher, gescheidter Junge, aber er wollte auf eigne Weise behandelt sein, um so mehr, als er plötzlich aus dem südlichen Theile Deutschlands in den nördlichsten Winkel desselben war verschlagen worden. Von solch einer Behandlung konnte aber sowohl in Dummburg überhaupt, als auch im Hause seines Onkels gar nicht die Rede sein. — Zwar wurde er drei Jahre in die Dummburger Stadtschule geschickt, aber er lernte dort nicht nur Nichts, sondern vergaß noch sogar das Wenige, was er bisher hatte lernen können. Lesen und Schreiben konnte er, aber mit dem Rechnen sah es traurig aus, und vom Lateinischen behielt er nur die Prügel, die er — wie alle,

welche diese verzweifelte Sprache lernen — dabei bekommen hatte. —

Nur Eines lernte er, ohne daß es ihm gelehrt worden wäre, Zeichnen, und endlich auch Malen — und zwar waren seine Anlagen der Art, daß schon seine ersten Versuche, selbst bei den Dummburgern, Aufmerksamkeit erregten, wenn freilich — wie Alles, was ihm in Dummburg widerfuhr — keineswegs zu seinem Besten.

Bisher war seine Lage im Hause des Onkels so ziemlich gewesen, aber als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, begann seine Leidens- und Lehrzeit. —

„Der Junge hat nun genug gelernt," sprach Tante Lucie eines Tages zu ihrem Sponsen; „Jetzt soll er uns mit zur Hand gehen, damit er nicht mehr umsonst das Gnadenbrot ißt." — Onkel Fürchtegott that seinen Mund auf und antwortete, was er immer antwortete, wenn seine Frau eine neue Willensmeinung declarirte: „Wie Gott will!" — Und also wurde Benjamin von der Tante in den folgenden Aemtern förmlich installirt, als:

1) Substitut des Onkels.
2) Tafeldecker (wozu das Wetzen der Messer und Gabeln gehörte).

3) Holzhacker.
4) Wasserträger.
5) Laufbursche; und endlich:
6) (als Ehrencharge) Rechnungsführer der Tante;

welches letztere Amt ihm die meiste Noth machte, indem es ihm reichliche Ohrfeigen-Ernten einbrachte, wenn die Rechnungsfehler ein wenig gar zu genial geriethen.

Man sieht, unserm Helden fehlte es nicht an Gelegenheit, das Muster eines vortrefflichen Familienesels abzugeben, wenn er nur die gehörige Anlage dazu gehabt hätte — aber die hatte er nun einmal nicht, und so behielt er den Kopf oben, so viele Mühe man sich auch gab, ihn unterzuducken.

Anfangs freilich war seine Lage schrecklich, um so mehr, als gerade jetzt der Funke, der bis dahin in seinem Innern glühte, zur Flamme emporloderte. Im strengsten Sinne des Worts konnte er jene Klage auf sich anwenden, welche Göthe seinem gewaltigen Faust in den Mund legt:

„Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf!
„Ich möchte blut'ge Thränen weinen,
„Den Tag zu seh'n, der mir in seinem Lauf'
„Auch nicht den kleinsten Wunsch gewährt —
nicht einen."

Lache nicht, lieber Leser, wenn ich meinen siebenzehnjährigen Benjamin mit Faust vergleiche, jede Empfindung, jedes Fach des Wissens und der Kunst hat einen Faust aufzuweisen! und vielleicht warst Du selbst schon nahe daran, solchergestalt überzuschnappen.

So arg wurde es nun freilich mit meinem Helden nicht — im Gegentheil! war es wahr, daß er oft auf dem Punkte stand, des Teufels zu werden — so war es auch eben so gewiß, daß er es nicht wurde, sondern, indem er das Niedrigste duldete, sammelte er Kraft, sich aufzuraffen, und zu erheben über momentane Jämmerlichkeit — und als er es erst soweit gebracht hatte, ging es ihm wie dem überlustigen Figaro, und wie dieser, hätte er auf die Frage — „Was gab dir deinen Frohsinn?" — antworten können: „Mein Unglück!" — Wahrhaftig: daß uns der ächte Frohsinn als Grund- und Leitton durch's Leben erst dann so recht zu Theil wird, wenn wir eine Zeitlang in der Walkmühle alles erdenklichen Unglücks tüchtig durchgewalkt worden — das ist eine große Wahrheit, und an unserm Freunde bestätigte sie sich auf die entschiedenste Weise; denn er war zur Zeit, wo meine Geschichte beginnt, vielleicht der lustigste Bursche im lieben Vaterlande. —

Daß aber dem feurigen Jünglinge dann und wann trotz allen Frohsinns und angeborner Gutmüthigkeit — doch die Galle überlief, wenn ihn (im Hause, so wie in der Stadt) jeder Dummkopf per Hund behandelte, war wohl sehr natürlich. Er war zu stolz, um mit solchen Menschen sich herumzubeißen — aber er rächte sich nur um so empfindlicher, indem er seiner Laune freien Lauf ließ, und seine Gegner abschrieb und abzeichnete, wie sie waren. —

Seit Benjamins Confirmation hatte die Tante ihre Ohrenfeigenspende freilich eingestellt; aber das Zünglein war dafür nur um so geläufiger geworden; man wird sich daher vorstellen können, was für ein Ungewitter über unsern Helden hereinbrach, wenn bald eine Kaffee- und Klatschschwester, bald ein Mitglied eines E. E. Raths der Stadt Dummburg, schwere Anklage bei Frau Lucien erhoben: ob der Keckheit und Gottlosigkeit ihres Neffen. — Benjamin, der sich's bewußt war, der Tante selbst nie die schuldige Ehrfurcht und Achtung versagt zu haben, war sehr ruhig dabei, und schrieb und zeichnete nach wie vor, was ihm ein- und auffiel. Da ihm aber solche Streitigkeiten keinesweges erfreulich sein konnten, so wußte er es zuletzt immer so einzurichten, daß er, so oft wieder dergleichen vorfallen konnte, den ersten Zorn der

Tante in einiger Entfernung ruhig abwartete. Einen trefflichen Hafen für solche Stürme fand er in dem Hause des Pfarrers Redlich zu Liebenau, einem Kirchdörfchen, etwa eine Stunde von Dummburg entfernt. Dahin pilgerte er, so oft er konnte; denn der Geistliche, der Benjamins Herz kannte, liebte ihn, wie ein Vater nur immer seinen Sohn lieben kann, und Benjamin war nicht undankbar, sein Herz und sein Kopf bildeten sich hier aus.

Die Gemeinde zu Liebenau war ein armer, aber ehrlicher Menschenschlag, und ihr Pfarrer arbeitete aus allen Kräften dahin, sie ein wenig mehr zu cultiviren, als es seinen Vorgängern gelungen war. Das hielt jedoch ein Bißchen schwer, und daran war vorzüglich der Umstand schuld, daß die Liebenauer Bauern lieber in's Wirthshaus als in die Kirche gingen; hieran waren aber wiederum die langweiligen, unverständlichen Predigten des vorigen Pfarrers schuld gewesen.

„Ich bringe sie nicht in die Kirche," sprach einst Redlich in komischer Verzweiflung zu unserm Freund: „Ich bringe sie nicht in die Kirche, wenn ich nicht zu einem außerordentlichen Mittel meine Zuflucht nehme. Was meinst Du, wenn ich zu Pfingsten die Kirche neu ausweißen, und mit Blumen verzieren ließe? Wüßt' ich nur irgendwo ein Bild aufzutreiben, könntest Du mir nicht

einen Christuskopf oder sonst etwas Schickliches malen?"

„Topp!" rief Benjamin, „ich will's versuchen!" Und er versuchte es, und wir wissen, daß es ihm gelang, und daß er jetzt mit seinem Bilde auf dem Wege nach Liebenau ist.

Eben sank die Sonne unter, als unser Maler à la Correggio, mit seinem Conterfei auf dem Rücken, in Liebenau einzog. Die Bauern gafften ihm mit offnen Mäulern nach, und als er bei der Schenke vorbeikam, rief der versoffne Schenkwirth (ein ehemaliger herumziehender Komödiant) ihm zu: „Kehr' ein, o Kunstgenosse! süßer Freund! ich labe gratis Dich mit blauem Zwirn!" aber Benjamin ging vorbei, und schlich hinter dem Pfarrhause herum an die Gartenhecke.

Vorsichtig ließ er sein Bild hinübergleiten, und stand dann selbst mit einem Sprunge im Garten.

„Mein Gott!" rief eine liebliche Mädchenstimme, „wer springt denn da über die Hecke?"

Extrablatt.

Lieber Leser! ich sehe mit Schrecken, daß das gegenwärtige Kapitel schon jetzt fast eben so stark, wie das vorige ist, mithin, wollte ich Dir Alles darin erzählen, was ich in dem Programm versprochen, es über alles Verhältniß lang, und vielleicht auch langweilig werden würde — (wenn das nicht schon der Fall ist). Thu mir also die Liebe, und habe nur ein ganz klein wenig Geduld. Auf der folgenden Seite findest Du —

Das dritte Kapitel.

In welchem der geneigte Leser erhält, was in der Ueberschrift des vorigen Kapitels versprochen wurde.

Also: „Mein Gott!“ rief eine liebliche Mädchenstimme, „wer springt denn da über die Hecke?“ —

Schon von frühster Kindheit an gehörte es zu den hervorstechendsten Eigenheiten unsers Helden, daß, wenn er irgendwo den Ton einer hübschen Mädchenstimme hörte, er nicht unterlassen konnte, flugs sich umzuschauen nach dem Mädchen, um zu untersuchen, ob Stimme und Mädchen zusammenpaßten; i. e. ob das Mädchen ebenfalls hübsch; und fand er das, so fühlte er immer eine herzinnige Freude darüber. Er hatte dies mit mehreren ausgezeichneten Männern gemein, z. B. mit mir. Kaum hörte er daher die lieblich klingende Frage, als er sich rasch um-

wandte, und die jüngste Tochter des Pfarrers, die funfzehn und ein halbjährige Leonore erblickte. (Ich gebe ihr Alter deshalb mit aller mir möglichen Genauigkeit an, damit der geneigte Leser sich selbst ihr Bild, so hübsch wie es ihm gefällig, ausführen kann, als wozu ich keine Lust habe. — Daß Leonore übrigens nicht häßlich, sondern im Gegentheil, ganz verdammt hübsch war, kann ich auf Autorparole versichern.)

„Ich bin's!" entgegnete er (nämlich Benjamin), und freundlich hüpfte Leonore auf ihn zu, indem sie sprach: „Willkommen, lieber Freund! aber warum kommen Sie auf Schleifwegen? und was haben Sie da für ein Bild?" Benjamin drehte das Bild um, und mit einem lauten „Ah!" schlug sie die Hände zusammen, plötzlich aber, nachdem sie es eine Weile mit leuchtenden Blicken betrachtet, wandte sie sich zu ihm, freudig sprechend: „Trefflich! herrlich! und wie schön sich das trifft! Ja, nun ist kein Zweifel mehr, nun ist Ihr Glück gemacht!"

„Wie so, Leonore?"

„Kommen Sie nur mit in's Haus, es ist ein fremder Doctor da, ein vornehmer Mann, er hat in Göttingen mit dem Vater studirt, — der Vater hat ihm von Ihnen erzählt; und — ich

auch!" fügte sie lächelnd, mit niedergeschlagenen Augen hinzu.

„Sie auch? O weh! da wird er eine schöne Meinung von mir bekommen haben."

„Warum nicht gar!" versetzte Leonore halb ärgerlich, fuhr dann aber wieder freundlich fort: „Von Ihren tollen Streichen hab' ich ihm freilich nichts gesagt, sondern nur von dem, was mir an Ihnen gefällt."

„So? also gefällt Ihnen doch Etwas an mir?"

„O ja, Benjamin!" rief das liebliche Mädchen, mit einem eignen herzlichen Ton, und schaute den Fragenden ernst, doch milde, mit ihren großen blauen Augen an; — „O ja! wenn Sie nicht Ihren bösen Tag haben, so kann man Ihnen recht gut sein, und als Sie am vorigen Sonnabend-Abend von Ihrer Mutter erzählten, und dem schönen Lande, wo Sie geboren sind, Benjamin! da war es mir, als müßte ich—" —

„Nun?!"

„Ja! Sie wollen wieder spotten!"

„Wahrlich, Nein!"

„Kommen Sie in's Haus!"

„Und Sie wollen mir nicht sagen, was Sie von mir denken?"

„O, das wohl! Sie müssen noch viel,

viel besser werden, wie Sie sind; aber jetzt kommen Sie!" sie zog ihn in's Haus.

Der wackere Pfarrer bewillkommte unsern Helden, wie immer mit der ihm eignen Herzlichkeit. — Er staunte freudig, als er das Bild sah, und gestand, daß er so etwas nicht von Benjamin erwartet hätte. „Meine Bauern," so schloß er, „werden Dir immer verpflichtet bleiben, und meinen herzlichen Dank hast Du ebenfalls; das, mein lieber Freund, wäre aber auch Alles, was Du mit Deiner Anstrengung erworben hättest, wäre nicht glücklicherweise ein Dritter dazwischen gekommen, der ganz der Mann ist, Dir eine angemessene Laufbahn zu eröffnen, wozu er auch schon, nach dem, was ich ihm von Dir erzählt habe, sehr geneigt ist."

Eben trat der Fremde in's Zimmer. Der Pfarrer stellte ihn unserm Helden als den Leibarzt Schandau aus *** vor.

Der Leibarzt war ein Mann zwischen 50 und 55 Jahren, lang und ausgetrocknet; in der Physiognomie lag etwas Mopsmäßiges; im übrigen sehr viel Feinheit in Sprache und Bewegungen; der gewandte Hofmann gab sich auf den ersten Blick zu erkennen, vielleicht zum Nachtheil des Arztes. Er trat dicht vor unsern Helden hin, fixirte ihn scharf, und reichte ihm dann, vornehm

lächelnd die Hand, ihn als Einen, welchen sein ältester Freund ihm empfohlen, begrüßend.

Der Pfarrer zeigte ihm jetzt das Bild, er betrachtete es genau und mit einer Kennermiene, lobte die Idee, und tadelte die Ausführung, doch so, daß es für Benjamin nichts Niederschlagendes hatte. — „Sie haben viel Anlage," sprach er, „aber Sie müssen auch Ausbildung zu gewinnen suchen — hier wäre das nicht möglich! ich habe unserm beiderseitigen Freund einen Vorschlag Ihretwegen gethan, von welchem ich hoffe, daß die Realisirung desselben Ihnen für Ihr ganzes künftiges Leben nützen soll. Wir werden Ihnen denselben diesen Abend mittheilen, und dann kommt es nur auf Ihren Willen an, etwas Tüchtiges zu werden."

Benjamin glühte vor Freude, aber wie immer, wenn ihn etwas erfreute oder betrübte, vermochte er nicht ein Wort hervorzubringen, doch seine Blicke sprachen, und der Leibarzt schien diese Sprache zu verstehen; denn er lächelte sehr wohlwollend, und wiederholte: „Wie gesagt, diesen Abend." Darauf wandte er sich zum Pfarrer, und setzte mit ihm das Gespräch leise fort. Unsern Benjamin aber nahmen die Mädchen (der Pfarrer hatte drei Töchter, von denen Leonore, wie schon bemerkt, die jüngste war) in's Gebet, und

wollten von ihm wissen, um wie viel Tausend neue Sünden sein Sündenregister in der verflossenen Woche bereichert worden; und als sie ihn genug geneckt hatten, was er heute mit besonderer Geduld ertrug, nahmen sie sein Bild, bekränzten es mit Blumen, und trugen es in Prozession in's Gastzimmer, wo sie es für's Erste feierlich aufhingen.

Der Abend war da, der Pfarrer winkte unserm Helden, und führte ihn nebst dem Leibarzt in sein Studirzimmer. Dort angelangt begann er, wie folgt: „Ich kenne Dich, lieber Benjamin, jetzt seit einem Jahr, und ich darf Dir das Zeugniß geben, daß Du ein guter Mensch bist. Du hast Fehler, große, häßliche Fehler, aber ich glaube, daß diese mehr aus Deinen hiesigen, ungünstig von außen auf Dich einwirkenden Verhältnissen, als aus Deinem Charakter entsprangen, und daß sie unter andern Verhältnissen sich verlieren werden; wo Du dann als Mensch und — Künstler dereinst eine nicht unbedeutende Stufe einnehmen könntest; den Willen dazu setze ich bei Dir, als sich von selbst verstehend, voraus. Mein Universitäts-Freund hier lebt in einem Kreise, wo es ihm möglich ist, viel für Dich zu thun. Er kennt viele ausgezeichnete Gelehrte und Künstler persönlich, und hat mir

versprochen, Dir auf alle Weise zu Deinem Fortkommen behülflich zu sein, wenn Du Dich entschließen könntest, ihn an seinen Wohnort zu begleiten. Er wird dort wie ein Vater für alle Deine Bedürfnisse sorgen, bis Du selbst im Stande bist, Dir fortzuhelfen."

„Ueberlege Dir die Sache! mit Deinem Onkel will ich sprechen, und ich glaube nicht, daß er etwas dawider haben wird; wenn Du also nur Lust hast — —"

„O! ich?" jauchzte Benjamin und drückte dem Leibarzt und dem Pfarrer wechselsweise die Hände, der Pfarrer schloß ihn gerührt in seine Arme; der Hofmedicus lächelte.

„Es kommt nur noch darauf an," sprach er, „wozu Benjamin eigentlich am meisten Lust hat; ob zum Maler oder zum Schriftsteller, unser Freund (zu Benjamin sich wendend) hat mir erzählt, daß Sie auch d i c h t e n." — Der Leibarzt dehnte das letzte Wort absichtlich etwas, um zu sehen, wie Benjamin das Prädicat: dichten, aufnehmen würde — der versetzte aber, ohne die Falle zu merken, ganz naiv: „Das ist wahr! — So oft mich etwas mehr als gewöhnlich bewegt, treibt es mich an, daß ich mich hinsetze, und dichte oder zeichne; und ich kann nicht sagen: ob ich lieber Maler oder Dichter wäre."

„Benjamin hat diese Frage schon poetisch entschieden," sprach der Pfarrer, ging an sein Pult, und holte ein beschriebenes Blatt, welches er dem Leibarzt hinreichte, dieser las:

Töne und Farben.

Zu singen und zu malen,
Ist meines Lebens Lust!
Die Töne und die Farben
Sind Eins in meiner Brust. —
Und sollt' ich Eines lassen,
Ging's mit dem Andern nicht!
Es findet sich zum Bilde
Mir immer das Gedicht.

Der Blumen süßes Leben,
Des Maienhimmels Pracht;
Der Mädchen Rosenwangen,
Der Liebe Wonnenacht,
Und Himmels-Lust und Wehe,
Im Busen mir erglüh'n! —
Drum, was ich nicht kann malen,
Das mag im Liede blüh'n!

„Recht artig!" rief der Leibarzt, nachdem er das Gedicht gelesen, „also ein zweiter Maler Müller. Aber was haben Sie, mein junger Freund, schon mit der Liebe Wonnenacht zu schaffen?"

Benjamin wurde feuerroth über das Platte dieser Frage, die er von dem feinen Hofmann nicht erwartet hatte. — „Ich sprach nur als Dichter,“ meinte er, „dem Dichter aber erscheint (wie jedem Künstler) ein Gedicht, nur als Gedicht, ein Kunstwerk nur als Kunstwerk, erhaben über alle Verhältnisse des Alltaglebens, und so betrachtet, stets rein.“

„Nun ja doch,“ lachte der Leibarzt! „mit Euch Künstlern darf man's nicht so genau nehmen? aber demungeachtet hoffe ich, daß wir uns vertragen werden! Es bleibt mithin bei unserer Verabredung. In **** sind zwei geschickte Maler: der Professor und Hofmaler Dickkurz, und der Gallerie-Director Wimmer. Beide sind mir befreundet. Ebenso stehe ich mit einer Menge Gelehrten in freundschaftlichen Verhältnissen, da haben Sie unter den Lehrern selbst das Aussuchen. Verabreden sie also mit unserm Pastor das Nähere, und Du,“ wandte er sich zu Redlich, „thu, wie Du sagtest: und bringe mit den Verwandten unsers jungen Freundes Alles in Richtigkeit.“

Benjamin und der Pfarrer schlugen ein, und alle Drei begaben sich wieder zur Familie.

Unsern Helden nahmen die drei Mädchen sogleich wieder in Beschlag; sie wollten wissen, was

verhandelt worden? Benjamin erzählte, sie freu-
ten sich einmüthig über sein Glück, forderten aber
eben so einmüthig das heilige Versprechen von
ihm, sie nicht zu vergessen, und ihnen posttäglich
recht viel Neues aus der Residenz zu schreiben.
Zum Schluß hielten sie ihm einen moralischen
Sermon, wozu jede ihren Senf gab, des In-
halts: „er solle sich vor böser Gesellschaft hüten,
und vor allen Dingen, er solle so gut, oder auch
noch ein Bißchen besser zurückkehren, wie er jetzt
wäre." Benjamin versprach es: — Ach Gott!
Versprechen ist leicht. —

Nach dem Abendessen, als die Mädchen mit
dem Abräumen beschäftigt waren, und der Pfar-
rer und der Leibarzt über frühere und gegenwär-
tige Verhältnisse schwatzten, schlich Benjamin in
den Garten, in dessen verwirrtesten Partien er
herumschlenderte. Ihm war wunderlich zu Sinn!
Er sollte aus seinem Kerker erlöst werden; er
sollte seiner geliebten Heimath wieder näher kom-
men. (*** liegt bedeutend weiter gegen Süden,
wie Dummburg.) — Ihm sollte Gelegenheit wer-
den, seine Anlagen und Kräfte ungehindert ent-
falten zu können, zu schaffen und zu wirken für
seine herrliche Kunst, und dennoch war es ihm,
als läge eine centnerschwere Last auf seinem Her-
zen! — Es war nicht das wehmüthige Gefühl,

das ihn beschlich, wenn er an die Trennung von seinem alten Onkel (der einzigen Seele in Dummburg, die ihn geliebt hatte) dachte; es war nicht die Vorstellung, daß er auch von seinem lieben Dörfchen scheiden müsse, wo er immer Muth und Trost gefunden hatte in trüber Zeit: es war endlich nicht die Aengstlichkeit, die ein junger Mensch von 17 Jahren wohl empfinden mag, wenn er zum ersten Mal hinaus soll in die weite Welt (hätte er auch früher noch so sehr danach gestrebt), diese Aengstlichkeit war ihm fremd, und mußte es zum Theil sein; denn er sollte ja nicht allein hinaus, er sollte ja in dem Hause eines Freundes seines wackern Pfarrers leben, aber eben dieser Freund, ja, das war der Punkt! — —

Unmöglich war es dem sonst so unbefangenen Benjamin, ganz offen gegen diesen Mann zu sein, sich ihm so hinzugeben, wie er es bisher (oft nur zu rücksichtslos) gethan, wenn sich ihm Jemand freundlich nahte. Das Ungewisse in den Urtheilen des Leibarztes war ihm in tiefster Seele verhaßt, dann, daß er über seine (Benjamins) offenbare Fehler so absichtlich schonend hinwegging, und nun vollends sein ewiges süßes Lächeln, es mochte geschehen was da wollte, und das besonders, als er fragte: „Was haben Sie schon mit der Liebe Wonnenacht zu schaffen?“ ganz

abscheulich gewesen war, und endlich das verdammte faunisch-höhnische Gesicht, was er schnitt, als Benjamin ihn einmal unerwartet anblickte, — dieses heillose Gesicht rief ihm Hamlets Worte in's Gedächtniß, und unwillkürlich sprach er halb laut: „Man kann lächeln, und immer lächeln, und doch ein Schuft sein!“ aber er erschrak, als er die Worte gesagt hatte, und schalt sich selbst einen Undankbaren. „Was ist's denn weiter,“ sprach er. „Er ist ein Hofmann, die müssen immer freundlich aussehen, wenn ihnen auch noch so unfreundlich zu Muthe ist. Vielleicht ist es von dem armen Medicus nichts weiter als Angewohnheit, daß er immer süß aussehen will; und vielleicht ist er noch zu ehrlich, um sich ganz verstellen zu können, und sieht daher meist süß-sauer oder sauersüß aus. Und ich dummer Teufel bürde ihm, der Himmel weiß, was für Sünden auf! aber ich will wieder gut machen! ich will jetzt desto freundlicher und aufrichtiger gegen ihn sein; und mit ihm, ja! ich will mit ihm gehen; und ich muß es! denn in Dummburg gehe ich zu Grunde! Mein liebes Liebenau werde ich freilich vermissen, und meinen Redlich und seine Töchter, und wer weiß, ob ich sie je wieder sehe, und komme ich auch wieder, Minna, Adele und die

kleine Leonore sind dann schon längst verheirathet, ach — — "

Ein lautes Gelächter unterbrach ihn in seinen Fantasien, erschrocken blickte er sich um, die drei Mädchen standen vor ihm noch immer lachend. „Vielen Dank, lieber Benjamin!" rief Minna, „daß Sie uns so gut bedenken, aber warum wollen Sie uns deshalb nicht wiedersehen? — Sie werden uns immer willkommen sein, wenn wir auch lange schon ehrbare Pastorenfrauen sind, und wenn Sie nicht gar zu spät wiederkommen, so entschließt sich vielleicht noch eine von uns Dreien, Sie zum glücklichsten Sterblichen zu machen, etwa Leonore! wo ist sie?"

Leonore war davon gelaufen.

„Sie will nicht heirathen," sprach Benjamin, „aber sie wird heirathen, so gut wie Ihr. Ich werde nicht heirathen."

„Willst Du nicht, Hartherziger?"

„Ich werde nicht!" seufzte er, und in dem Ton, womit er es seufzte, lag viel Weichherziges.

„Du bist ein Närrchen!" riefen die Mädchen, und führten ihn schäkernd in's Haus.

Das vierte Kapitel.

Wie Benjamin wieder nach Dummburg zurückkehrt, aber sehr übel empfangen wird. — Neue Anklagen. — Scenen aus Dummburg. — Auf was für Art die Tante wieder besänftigt wurde. — Einwilligung. — Gerüchte — die Tante macht unsern Helden zum Hofmaler, der Onkel zum Professor der Philosophie. — Vorbereitungen zur Abreise.

Früh am andern Morgen wanderte Benjamin nach Dummburg zurück, der Verabredung gemäß, seinen Verwandten den Besuch des Leibarztes und des Pfarrers anzusagen.

Unterwegs seufzte er aus innerstem Herzen: „Gebe der Himmel nur, daß der Tante die dumme Geschichte mit dem Kirchenrath nicht mehr im Kopfe herumgeht!" und als er die Stadt erreicht hatte, seufzt' er es noch einmal; und als er in's Haus trat, seufzt' er es zum dritten Mal, und erschrak gewaltig; denn die erste Person,

welche ihm aufstieß, war Frau Lucie — und ihr Aussehn war nicht erfreulich — und kaum ward sie seiner ansichtig, so fuhr sie kreischend, schreiend und scheltend auf ihn ein.

„Und Du wagst es noch, Du ehrvergeßner Bursche!" rief sie, „Du wagst es noch, mein Haus wieder zu betreten? Wunder, daß die Polizei ihn nicht auf der Straße aufgegriffen und gleich in's Zuchthaus transportirt hat, wohin er gehört, der ungerathene Bengel!"

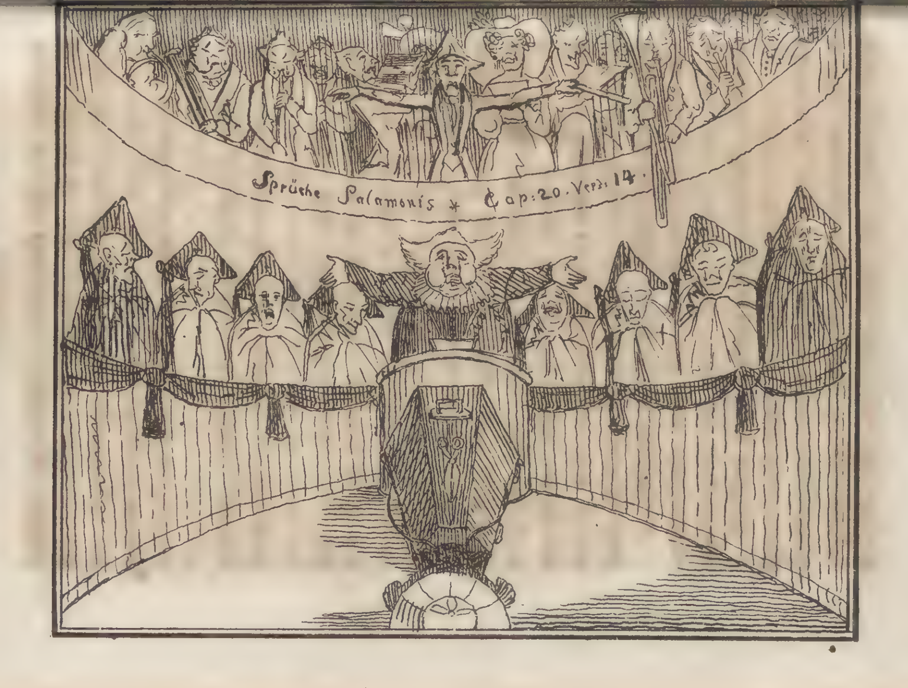
Eben kam Herr Fürchtegott die Treppe herab; seine Ehehälfte eilte auf ihn zu, schleppte ihn beim Aermel herbei, und pflanzte ihn dicht vor seinen Neffen hin. „Jetzt sag' ihm Deine Meinung!" herrschte sie, „den Augenblick sag' sie ihm! und derb, damit er sieht, daß Du Herr im Hause bist!"

Onkel und Neffe sahen einander mit wahren Jammergesichtern an. „Lieber Neffe," nahm endlich jener das Wort — „Dummerjan!" schrie Frau Lucie dazwischen, „heißt das ihm Deine Meinung sagen?"

„Aber du großer Gott!" begütigte Fürchtegott, „man muß es doch erst in Güte versuchen."

„In Güte?" höhnte die Tante, „in Güte?! hilft denn Güte bei solch einem Taugenichts? — Habe ich sie nicht versucht? — Habe ich nicht




Sprüche Salamonis * Cap:20. Vers: 14.

Engelsgeduld mit ihm gehabt sieben lange Jahre? Aber jetzt ist sie am Ende! und willst Du ein alter Esel, ein Schafskopf, ein Pottenkieker, ein Trillmichel sein, so sei's! aber ich will meinen Willen haben, meinen Willen! meinen Willen! das will ich!"

Der Hausherr faltete die Hände, machte einen kurzen Diener, und sprach: „Wie Gott will!"

„Aber beste Tante, was habe ich denn eigentlich gethan?" fragte der zerknirschte Benjamin, mezza voce.

„Was Er gethan hat?! Herr du mein Schöpfer! Kann man sich solche Frechheit vorstellen?! Was Er gethan hat!? Also weiß Er's noch nicht, Musje? Nun wart' Er, ich will's Ihm sagen! Seh' Er her! das, das hat Er gethan!" und bei diesen Worten zog Frau Lucie ein Papier hervor, faltete es aus einander, und hielt es ihrem Neffen dicht vor's Gesicht. Auf dem Papiere aber befand sich eine Zeichnung, von welcher Du, geliebter Leser, auf dem nebenstehenden Blättchen eine getreue Copie erblickst.

Verblüfft heftete Benjamin seine Blicke auf das vorgehaltene Corpus delicti — aber indem er es, um seiner Bestürzung Meister zu werden, wirklich genau betrachtete, fuhr ihm die drollige

Geschichte, welche die Veranlassung zur fraglichen Carrikatur gegeben hatte, wieder durch den Kopf, und jetzt war es um ihn geschehen; denn hätte er sterben sollen, er hätte lachen müssen, und er lachte (ungezogen genug, der ergrimmten Tante in's Gesicht). — Wie gesagt, es war um ihn geschehen, denn Nichts half es, daß er gleich sich wieder zu fassen suchte, indem er sich die Zunge fast abbiß. — Nichts half es! er hatte einmal gelacht, und was bis dahin noch nie geschehen war, geschah jetzt: Tante Lucie konnte keine Worte finden, ihrem Zorne Luft zu machen, aber ihre Mimik sprach mehr als zehntausend Worte sagen könnten! Einige Augenblicke stand sie wie versteinert da, dann aber kehrte ihr das Leben wieder, sie warf das Unglücksblatt unserm Helden mitten in's Gesicht, und fuhr ab und von dannen zur Thür hinaus, welche sie donnernd und krachend hinter sich zuwarf.

Der Onkel wäre fast umgefallen vor Schrecken, und jammerte unter beständigem Dienermachen: „Gerechter Gott! womit hab' ich es verdient, daß du mich so hart strafst?" — Benjamin aber, wohl wissend, daß jetzt bittrer Ernst vorhanden, säumte nicht, dem Onkel Alles zu erzählen, und ihn aufzufordern, den Frieden wieder herzustellen.

Wir, geliebter Leser, wollen indessen das Unglücksblättchen ein wenig näher betrachten, und ich will Dir erzählen, so gut ich's weiß (d. h. sehr gut), was für eine Bewandtniß es mit der ganzen Geschichte hatte.

Extrablatt.

Kleine Städte sind groß im Kleinlichen, was in großen Städten (Berlin nehme ich aus, welches in dieser Hinsicht ein wahres Abdera ist) kaum, oder gar nicht bemerkt wird, darüber ist in kleinen Städten des Geschreies kein Ende. — Kleinstädter haben keinen Begriff davon, daß etwas Geringfügiges existiren könne, Alles ist ihnen wichtig, und, meinen sie: Alles was ihnen als wichtig erscheint (hauptsächlich wenn es sie selbst betrifft), müsse der ganzen Welt (geringer thun sie's nicht) wichtig erscheinen.

Dieses Wichtige, dieses Welt-Wichtige ist es, was die Kleinstädter zu einem ganz eignen Menschenschlag stempelt, so, daß die Kleinstädter der verschiedensten Länder weit mehr Racenähnlichkeit unter einander haben, wie die Großstädter eines Landes; Krähwinkel, Schilda, Sonderburg, Dummburg bestätigen einerseits meine Behauptung unwiderleglich, so wie andrerseits Wien und Prag, München und Nürnberg 2c.

Wie also in Krähwinkel, Schilda und Son-

derburg, also in Dummburg geschah, und geschieht es noch jetzt, daß, begiebt sich das Alltäglichste, was sich nur immer im Leben begiebt, alle Welt (i. e. Krähwinkel, Schilda, Sonderburg, Dummburg) in Bewegung geräth, das Maul aufsperrt, und „Wunder!" schreit.

Es scheint fast, als ob jener Philosoph, der zuerst den Satz aufstellte: „das größte Wunder ist, daß es keine Wunder giebt!" ein arger Schalk gewesen, und sich nur habe lustig machen wollen über alle Kleinstädter.

Ich wenigstens muß immer laut auflachen, so oft mir der Satz durch den Kopf fährt, und ich kann nicht umhin, hier eine buchstäblich wahre Wundergeschichte der Art mitzutheilen, von welcher ich Augenzeuge war.

Während meines Aufenthalts in der Stadt Flensburg im Jahre 1827 kam in dem Hinterhause des dortigen Schullehrers Herrn Thomson Feuer aus. Das war allerdings ein Unglück, und hätte ein noch größeres werden können, zum Glück aber wurde das Feuer bald gedämpft, und außer einigem alten, schwämmigen Gebälke ging Nichts zu Grunde. — Das war gut. — Acht Tage nach diesem Vorfall erschien in dem 10. Stücke des Flensburgischen Wochenblatts, Jahrgang 1827, eine Danksagung des Schullehrers Herrn Thomson

an seine Freunde, Gönner und sämmtliche Mitbürger der Stadt Flensburg, für ihre, ihm, bei diesem Unglück bewiesene Theilnahme und Hülfe. — Das war gut und billig — aber gütiger Himmel! mit welchem Aufwand von Bombast und Unsinn, mit welcher Welt= — was sage ich? — mit welcher Schöpfungs=Wichtigkeit war jene Danksagung abgefaßt!

Zuvörderst machte Herr Thomson der Welt und dem Flensburgischen Publicum bekannt: „Wie das Feuer eigentlich in einem Halbdache ausgebrochen sei; dieses „Halbdach" aber, wäre sieben Ellen lang, drei und eine halbe Elle breit, und vier Ellen hoch gewesen.

(Fällt Dir, lieber Leser, hierbei nicht unwillkürlich die Beschreibung der Arche Noä, oder der mosaischen Stiftshütte ein?) aber es kommt noch besser; denn, jenes Halbdach, welches weder eine Arche, noch eine Stiftshütte war, sondern der Schuljugend zur geheimen Verrichtung ihrer natürlichen Bedürfnisse diente, nannte der Herr Thomson in wahrhaft dichterischer Begeisterung: „Ein den großen Kreislauf und die weise Sparsamkeit der Natur lehrendes Gebäude." — (Du siehst, lieber Leser, ein solcher Schulmann findet überall die schönsten Nutzanwendungen) und zum Schlusse versicherte er der Welt und dem Flensburgschen Publi=

tum: „Ehrfurcht, Liebe, Vertrauen und Dank gegen die göttliche Majestät, seien durch den Brand dieses Halbdaches," wobei er Gottes Finger gesehen, „seiner Seele noch mehr, wie bisher, eigenthümlich geworden."

Lieber Leser, ich seh' es: Deine Augen sind naß vor Rührung, und vielleicht schluchzest Du sogar was weniges stärker als gerade vonnöthen; aber welch ein Kannibale müßte das auch sein, der ungerührt bliebe, wenn er so lieset, wie Gottes Finger doch bei Allem sichtbar ist? — fiat! und jetzt zur Erklärung meines Blättchens.

In der Stadt Dummburg ist es Sitte, daß, wird einem Mann von Wichtigkeit ein Kindlein geboren, oder verheirathet er sich, oder ist er endlich gezwungen, den Schauplatz dieses Narrentheaters zu verlassen, dann, sage ich, ist es Sitte: daß so ein Weltwunder nicht ohne die gehörigen Festivitäten, als da sind: Schmausen, Geträsch, Sang und Klang, und endlich: pflichtschuldiges Trauern vorübergehe.

Die Dummburger haben es weit gebracht, sowohl in der Anordnung, als auch in der Ausführung derlei Festlichkeiten; was auch schon ihre Organisation zu bedingen scheint. Mir wenigstens ist noch kein Dummburger vorgekommen, der nicht

einen großen Magen, ein großes Maul, eine tüchtige Kehle und tüchtige Ohren gehabt hätte.

Seltsam ist es aber, daß gerade bei dem pflichtschuldigen Trauern die Dummburger recht in floribus erscheinen.

Nie macht der Klepper des Stadtpoeten kühnere Sprünge, als wenn er zu einem Leichencarmen zugeritten wird! Nie erscheint der dicke Pastor frömmer, als wenn er eine Denkrede zu halten hat auf die Tugenden (die Untugenden werden mit dem Mantel christlicher Liebe bedeckt) eines dahingeschiedenen Dummburgers. Nie werden die Aeuglein sämmtlicher Gäste wackerer als beim Leichenschmause; und eine bessere Musik wirst Du, lieber Leser, in Dummburg nicht hören, als wenn im Sterbehause „die schwarzbemäntelten und trauerflorgeschmückten Currende-Knaben" (wie der Dummburger Stadtpoet singt) die Stimmen erheben und Chorus machen, daß alle Hunde und Katzen im Stadtviertel rebellisch werden. O Jesus! noch höre ich das Lied mir in den Ohren klingen, welches sich anfängt:

„Gerecht und billig sind die Thränen,
„Die unser Aug', mit bangem Sehnen,
„Am Grabe dieses Edlen weint:" —

Ja! noch hör' ich dieses Lied! und es erinnert mich an eine arge Anzahl Narren, Hallunken und

Spitzbuben, welche in Dummburg gestorben, und bei deren Begräbniß das Lied gesungen wurde.

Was sind die Menschen doch für niederträchtige, kriechende Hunde-Naturen! Kein Einziger ist blind und ohne Nase für die Schurkerei eines Schurken! und wird solcher endlich vom Teufel geholt, so wird sich wahrhaftig Niemand darum betrüben, sondern sich vielmehr recht christlich darüber freuen: daß die Welt einen Spitzbuben weniger aufzuweisen hat; aber, o Bestien! das hindert Euch nicht Hut und Arm mit schwarzen Kreppflören auszuputzen, und das Schnupftuch mit der Zwiebel zur Hand zu nehmen, und Euch hinzustellen an die Grube des verreckten Sünders, und zu singen:

„Uns wird sein edles, frommes Leben
„Noch lange gute Lehren geben.“ —

Es ist freilich ganz natürlich: denn der Kerl hatte Geld; aber dennoch ergrimmt es mich. Auch unserm Benjamin waren diese Lügenapotheosen nicht entgangen, und als einmal einem alten reichen Schneider, der im Leben manches Stück Tuch in seine Hölle fallen lassen, und welchen der Teufel jetzt selbst holte, eine ähnliche pompöse Todtenfeier gehalten wurde, entwarf Benjamin sein Blättchen, treu nach der Natur; nur daß er den Sarg mit Bügeleisen und Scheere zierte, und vorn einen

3 *

Souffleurkasten anbrachte, aus welchem der Teufel, als des Pastors Einhelfer, hervorguckte. — Dies, lieber Leser, war die Geschichte des Blättchens, und daß sein Bekanntwerden Lärm gemacht, hast Du erfahren, und so sei denn dies Extrablatt zu Ende; und ich fahre fort, Dir zu erzählen, wie es meinem Helden weiter erging.

Ende des Extrablatts.

Also: — — — — — — — —

Benjamin erzählte dem Onkel Alles, was er in Liebenau erlebt, und wie sich der Herr Leibarzt für ihn interessire, und daß er, so wie auch der Pfarrer, bald hier sein würden, sich mit dem Onkel und der Tante zu bereden. Der Onkel hörte aufmerksam zu, und dienerte nur dann und wann ein klein wenig, indem er vor sich hinmurmelte: „Guter Gott!" als aber Benjamin geendet hatte, vermaß er sich hoch und theuer: daß er seine Frau jetzt wohl wieder mit ihm aussöhnen wolle, und ging auch sogleich nach der Küche, von woher die helle Stimme seiner Liebsten so eben erklang; aber als er hineintreten wollte, flog ihm das Hausmädchen entgegen, hinter dem Hausmädchen kamen etliche Kochtöpfe, und hinter den Kochtöpfen Frau Lucie selbst, welche der flüchtenden Küchenzofe einige auserlesene Ehrentitel und Anständigkeiten nachschrie. Eben wollte Fürchtegott fragen: was denn wieder passirt sei, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr ihn an: „Was er hier auf ihrem Grund und Boden zu thun habe?"

„Sei ruhig, mein liebes Weib!" entgegnete Fürchtegott, „ich komme nur wegen unsers Neffen." — „Da kommt Er mir eben recht! ich will Nichts mehr von dem Burschen wissen! oder wie? hat Er endlich einmal einen vernünftigen Entschluß gefaßt, und weiß Er etwas mit dem Jungen anzufangen?"

„Ich denke mit Gott — ja!“

„Gut! so sag Er's, was Er weiß!“

Fürchtegott sagte, was er wußte, und Frau Lucie fiel aus den Wolken! „Hilf, Himmel!“ rief sie ein übers andremal: „Hilf, Himmel! ist es möglich, so ein vornehmer Mann den Benjamin ins Haus nehmen? J nun, ich hab' es ja immer gesagt: dumm ist er nicht, und wenn er nur wollte, so könnte er sich schon alle Welt zu Freunden machen, aber die verdammten Pasquille“ —

„Nun, nun, Lutschchen! das wird sich jetzt ändern,“ sprach Herr Fürchtegott, seelenvergnügt über die eben so ungewöhnliche, als unerwartete Sanftmuth seiner Herrin, „geh' aber jetzt nur, liebes Kind, und mache, daß wir die Fremden ordentlich empfangen können.“

„Empfangen?! wann kommen sie denn?“ — „Großer Gott! hab' ich Dir das noch nicht gesagt, — diesen Nachmittag —“

„Ich bin des Todes!“ schrie Frau Lucie, „kein Wort hast Du gesagt, das kommt von dem verdammten Beten“ (hier machte Fürchtegott erschrocken drei rasche Diener); „ich muß nur laufen, daß wenigstens noch reine Vorhänge aufgesteckt werden;“ und so lief sie davon. Fürchtegott nahm seine Lieblingsstellung an, und seufzte: „Großer Gott! vergieb ihr die Sünde!“

Der Nachmittag kam, und mit ihm der Besuch, die Tante empfing den Leibarzt als den vornehmsten Gast, und der Onkel, die gute Seele, den Seelenhirten.

Nachdem die unendlichen Bewillkommungskomplimente vorüber und der Kaffee aufgetragen war (welchen, beiläufig gesagt, der Schalk von Arzt sehr lobte, worüber Frau Luciens Antlitz in seliger Wonne strahlte) kam man zur Hauptsache.

Der Pfarrer sprach herzlich, der Leibarzt vielverheißend, und schloß damit: daß es gar nicht unmöglich wäre, den Benjamin dereinst als Hofmaler oder Professor, nachdem sich seine Neigung entwickeln würde, zu begrüßen.

Der Onkel dienerte unaufhörlich, wie ein chinesisches Porzellanmännchen, und Frau Lucie glühte wie Zinnober, wenn sie bedachte, wie sie dereinst in der Residenz ihren Herrn Neffen, den Herrn Hofmaler, oder den Herrn Professor besuchen würde, zum Aerger aller höher als sie stehenden Dummburgerinnen; denn in diesem Punkt (aber auch nur in diesem) kannte sie Benjamins Herz, daß sie gewiß war: er würde sie mit der größten Freude und allen erdenklichen Ehrenbezeugungen empfangen. Der Medicus forderte jetzt den Stadtschreiber auf, seine Meinung zu sagen, und der Stadtschreiber wandte sich an seine Ehehälfte, und sprach: „Was

meinst Du dazu, mein Schatz?" Frau Lucie stand auf, verneigte sich zierlich vor dem Leibarzt, that ihren Mund auf, und sprach: „Ich willige mit Freuden in Alles, was der Hof- und Leibarzt hinsichtlich meines geliebten Neffen Benjamin zu proponiren geruhten; denn der Junge ist doch nun einmal meiner seligen Schwägerin leibliches Kind und gehört gewissermaßen zu meinem Fleisch und Blut, und so müßte ich ja gewissermaßen an mir selbst mich versündigen, wenn ich seinem Glücke im Wege stehen wollte, und da sei der barmherzige und allmächtige Gott für (hier machte Fürchtegott einen Extradiener); also, wie gesagt, ich willige in Alles, und hoffe, daß mein Mann mir in diesem Stücke nicht zuwider sein wird; denn er ist ein vernünftiger Mann und Herr im Hause. — Nun, Stadtschreiber" (so nannte sie ihn immer, wenn Fremde zugegen waren), „sage Deine Meinung!" und nochmals verneigte sie sich tief, und setzte sich wieder auf ihren Platz.

Und der Stadtschreiber erhob sich, machte einen kurzen Diener, that seinen Mund auf, und sprach: „Da meine liebe Frau Nichts dagegen hat, so willige ich auch mit Freuden darein, daß meinem lieben Benjamin durch Sie, hochgeehrtester Herr Hof- und Leibarzt, eine, ich denke mit Gott" (Diener) „glückliche, neue Laufbahn eröffnet wird;

Sie sind ein Freund meines werthen Herrn Pfarrers, das ist mir genug zu meiner Beruhigung!“

„Gut!“ entgegnete der Leibarzt, „so wäre denn Alles in Richtigkeit gebracht; ich verspreche Ihnen, Benjamin soll einen zweiten Vater an mir haben. Wo ist er?“

Die Tante rief nach ihm; er kam.

„Halten Sie sich reisefertig,“ sprach der Leibarzt, „heute über acht Tage reisen wir.“

Benjamin umarmte Onkel und Tante, und dankte ihnen für ihre Einwilligung, und der Tante wurde es zum erstenmale klar: daß ihr Neffe sie liebe — und daß auch sie ihn liebe. —

Lieber Leser! ich weiß recht gut, daß ich mir viele Feinde durch dieses Buch machen werde, aber: wenn sie es nur bis zu dieser Stelle lesen, so bin ich ohne Sorgen, denn dann werden sie mich verstehen. —

Wer nicht zu hassen vermag, der vermag auch nicht zu lieben. Ich hasse! aber bei Gott! ich liebe auch, so gut wie irgend Einer, was liebenswerth ist.

„Nun, lieber Benjamin,“ sprach die Tante, „betrage Dich gut, damit die Familie keine Schande an Dir erlebt,“ und dann sich zum Hof- und Leibarzt wendend, versicherte sie: „daß sie als treue Verwandte an ihrem Neffen handeln, und daß sie

ihn mit Allem, was er zur Reise bedürfe, versehen wolle. Es ist nur gut," schloß sie, sich zum Stadtschreiber wendend, „es ist nur gut, daß wir gerade mit dem Wurstmachen fertig sind, und die Pfingstkuchen kann er auch mit auf den Weg nehmen."

Der Pfarrer und der Medicus lächelten; und Letzterer bemerkte, daß, was den Unterhalt auf der Reise beträfe, er schon für alles Nöthige gesorgt habe, und daß er sehr bäte: zur Vermeidung unnöthigen Gepäckes, ihrem Neffen nichts weiter, als die nothdürftigsten Kleidungsstücke mitzugeben, da er in *** doch der Mode wegen neu equipirt werden müsse, wofür er es sich ausdrücklich vorbehalte, sorgen zu dürfen.

Nach einigen Einwendungen war die Tante damit zufrieden; und, nachdem der Pfarrer sie sämmtlich auf den nächsten Sonntag zum Abschiedsmale eingeladen hatte, kehrte er mit dem Leibarzte zurück nach Liebenau.

In Dummburg aber setzte Frau Lucie alles in Bewegung, und unterließ nicht, allen ihren Freundinnen zu erzählen: Ihr Herr Neffe Benjamin sei Hofmaler am *** Hofe geworden, und wenn man sich an den Onkel wandte, so gab er zur Antwort: „Ja! und Professor der Theologie oder Philosophie obendrein."

Beide Gerüchte gingen einträchtig wie ein

Lauffeuer durch ganz Dummburg, und gaben Veranlassung zu — für unsern Helden — höchst komischen Auftritten. Man hatte ihn sonst als einen Narren behandelt — jetzt bat ihn der dicke Kirchenrath zum Thee, und der Stadtpoet, bisher sein ärgster Feind, stattete ihm einen Besuch auf seinem Dachstübchen ab, und überreichte ihm ein schöngebundenes Exemplar seiner Gedichte, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab: „Wie er darauf rechne, daß sein hoher Kunstverwandter nicht unterlassen werde, bei Hofe darauf hinzuarbeiten: seinen treusten Freund, und dessen — hier nicht nach Verdienst gewürdigte — schüchterne Muse wieder mit sich zu vereinigen.“ Um seiner Bitte noch mehr Nachdruck zu geben, drückte er ihm noch beim Abschiede eine Ode auf ihn selbst in die Hand, worin die Meister Raphael und Van Dyk als armselige Schächer gegen den genialen Jüngling Benjamin bezeichnet waren. Es war sein Glück, daß er sogleich nach Uebergabe des Gedichts sich rückwärts zur Thür hinauskrümmend empfahl — Benjamin möchte ihn sonst hinausgeworfen haben, so erboßte ihn die Niederträchtigkeit dieses Kerls. —

Sonst aber war Benjamin die acht Tage über, welche er noch in Dummburg verlebte, gegen alle Narren und Lumpen, mit denen er zusammentraf, äußerst tolerant. — Wo er lachen konnte, lachte

er, und wo er es nicht konnte, schwieg er; und wenn man ihn fragte: Warum er lache — oder: worüber er schweige? — so gab er zur Antwort: „über mich —," und er hatte Ruhe; denn wirklich ist es die beste Methode, mit Narren und Lumpen fertig zu werden — und — das Leben ist bald vorüber, währte es auch hundert Jahre; und acht Tage sind noch früher vorüber. — —

Zwölf Uhr ist vorüber — so versichert es der Nachtwächter unter meinem Fenster; und ich wüßte mich nicht zu erinnern: daß der Mann jemals die Stunden falsch abgerufen — nein wahrhaftig! auch heute hat er nicht gelogen; denn so eben brummt mein lieber alter Michaelisthurm 12¼!

In der Mattentwiete Nr. 12 in Hamburg wohnt der Maler, Dichter und Privatdoctor der Philosophie Jean Pierre Theodor Lyser. — Dieser ausgezeichnete, geniale, junge Maler, Dichter und Philosoph beendet so eben das vierte Kapitel seines vortrefflichen Romans: Benjamin rc. — so eben öffnet er den Mund und gähnt — und ehe zwei Minuten vergehen, wird er im Bette liegen. — Der Himmel sende ihm einen sanften Schlummer, und behüte ihn, daß er nicht im Traume gequält werde von seinen Kreditoren. — „O, Ihr Götter! bewahrt mich davor! von meinen Kreditoren möchte ich nicht gerne träumen!"

— — sie machen mir bei Tage genug zu schaffen —. — O Gott! ich bin sehr melancholisch! — Was ist der Mensch, wenn er kein Geld hat?! — Geld oder kein Geld —? — es ist gar keine Frage! — aber Kreditoren! — da, da liegt's! — — Sage mir, mein tiefsinniger Philosoph: Wie geräth man in's Schuldenmachen? — Ha! Aaron Hirsch! — Isaak Salomon! — — still! — still! — — decke das Schreibpult zu — so, so — Morgen Nacht wollen wir einen neuen Tag beginnen.

„Gute Nacht, lieber Leser!"

Das fünfte Kapitel.

Abschied von Dummburg — der letzte Tag in Liebenau. — Abend- und Nachtstücke. — „Ich liebe Dich!" — Ich liebe Dich! — Abreise.

„Im wunderholden Monat Mai,
„Als alle Knospen sprangen;
„Da ist in meinem Herzen
„Die Liebe aufgegangen.

(Heine.)

Ja, günstiger Leser! ja, geliebte Leserin! — es ist andem: die Liebe hält ihren Einzug in das Herz meines Helden ach! und welch' eine Liebe —! eine schöne, mährchenhafte, honnete Liebe. — **Parbleu!** ich seh' es voraus: es wird die einzige honnete Liebe im Leben meines Helden sein. — Aber eben deshalb will ich von ihr erzählen, so gut ich's vermag,

— als hätte ich sie selbst erlebt; und wahrhaftig: von wirklich erlebtem Liebesglück (oder Unglück) läßt sich schon recht artig erzählen. — Von „erlogener" Liebe kommt in dieser wahrhaftigen Geschichte nichts vor, — also: freue Dich, günstiger Leser! — freue Dich, geliebte, geliebte, geliebte (wenn Du nämlich hübsch bist) Leserin!

Die acht Tage waren verflossen — der Sonntag — der liebe Pfingstsonntag war da! — wie lachte der Morgen! — wie dufteten die Maienbüsche! — wie schauerte die Luft — so innig lind — Maienluft ist das Athmen des Weltgeistes! O Mai, Mai! wunderholder Mai! Wär' ich doch ein so großer Dichter, wie mein geliebter Heine, nur um dich besingen zu können, aber ach! ich bin ein armer Schächer, und du hast schon gar zu schöne Musikanten, die dir aufspielen, und die schönsten Geschichten von dir erzählen; horch! wie es in den Blüthen flüstert! wie die Bäche murmeln, das Käfergesindel schnurrt allerlei lustig Zeug, hoch im reinen Himmelsblau trillirirt die Lerche, während auf allen Zweigen die Vöglein ihre Weisen anstimmen — aus dem Dunkel des Laubholzes tönt der neckische Kukuksruf, und wird es Abend, und verhallen alle andern Laute, dann beginnt die Nachtigall ihr göttliches Lied, und wir Menschenkinder hören es, und es zaubert uns „Thränen in's Auge,

Wonne in's Herz," bis im Teich ein sentimentaler Frosch-Jüngling seine Stimme erhebt, und seine Brüder Chorus machen, wo wir dann wieder auflachen in heller Maienlust. O Mai! Mai! Mai!

Gerechter Himmel! wo bin ich hingerathen? Wo ist mein Held, mein Benjamin? wahrhaftig! indessen ich da fantasire, ist er schon mit dem Onkel und der Tante, oder (um die bestehende Ordnung nicht zu verletzen) mit der Tante und dem Onkel auf dem Wege nach Liebenau. Laß uns ihnen nacheilen, lieber Leser, damit wir ihren Empfang nicht versäumen! Ah! glücklich eingeholt! eben halten sie vor dem Pfarrhause.

Sie hielten (um nicht gegen den Sprachgebrauch zu sündigen; denn es ist ja schon Alles passirt).

Der Pfarrer im Ornat, und der Leibarzt im Staat empfingen sie freundlich; und die Mädchen halfen der Tante vom Wagen herab; es war noch früh am Morgen, und bis zum Gottesdienst noch eine Stunde Zeit, welche unter Komplimenten und Frühstücken verbracht wurde.

Da erklangen die Glocken, die geputzten Landleute, mit Blumen vor der Brust, wallten zur Kirche, und unsere Freunde, den Pfarrer an der Spitze, machten sich gleichfalls auf den Weg.

Als sie in die Kirche traten, faßte Leonore

unsern Helden beim Arm, um ihn zu führen, mit ihrer freien Hand aber bedeckte sie ihm die Augen, indem sie flüsterte: „Bitte, bitte, bis wir oben sind!“ so führte sie ihn hinauf aufs Chor, und stellte ihn hin, dem Altar gegenüber; plötzlich zog sie die Hand von seinen Augen, und auf dem Altare erblickte Benjamin sein Christusbild im prächtigen Rahmen, mit Blumen bekränzt. Er hatte diesen Augenblick erwarten können, und er hatte ihn auch wirklich erwartet; aber doch zuckte eine wunderbare Empfindung durch sein Herz! Seine Brust hob sich stärker, sein Auge flammte begeistert, höher rötheten sich seine Wangen; und indem er es erkannte, wie wenig es sei, was er geleistet, erkannte er es auch, wie er dereinst Besseres leisten werde; und daß auch er ein Maler sei.

Der Gesang der Gemeinde war geendet, und der Pfarrer bestieg die Kanzel. Es war ein Prediger, wie ich ihn den größten Städten Deutschlands wünschen möchte: klar, heiter, ruhig, verständig, und vor allen Dingen herzlich und bescheiden, wie es einem Diener des Herrn geziemt, ohne kriechend und süßlich zu sein, und so seiner Würde sich zu begeben.

Auf eine schöne Weise wußte er die Worte in den Text zu verweben, welche unserm Benjamin zum Vorwurf seines Bildes gedient hatten,

und als die Predigt geendet, nannte er der Gemeinde den Namen des jungen Künstlers, dessen uneigennütziger Güte sie die schönste Zierde ihrer Kirche zu verdanken hätten. Damit war die Kirche aus.

Beim Nachhausegehn lächelte der Leibarzt, Gott weiß weshalb, ein wenig dumm; Fürchtegott betete, die Tante war gerührt, und weinte erklecklich, und blickte dennoch mit freudigem Stolz auf ihren Neffen, von dessen Talent sie bis dahin nicht die beste Meinung gehabt hatte. Die Mädchen waren sehr bewegt, und hatten viel untereinander zu sprechen; der Pfarrer und Benjamin waren wie immer ruhig und voll heiterer Unbefangenheit, von Letzterem ein guter Beweis: wie wenig Anlage zum eitlen, selbstgefälligen Narren in ihm war.

Lächelst Du, lieber Leser, und meinst: „das möchte wohl bei dem Verfasser dieses Buches nicht der Fall sein!?“ Nun! gedulde Dich nur bis zu Ende meines Buches, da sollst Du bekennen: daß Du mir Unrecht gethan. Wende mir nicht meine Selbstgefälligkeit bei der Mittelmäßigkeit dieses meines ersten Theils ein! Wahrhaftig: diese Selbstgefälligkeit ist Nichts als eine ergötzliche Ironie, mit der ich mein früheres Treiben persiflire;

denn früher war ich wirklich so ein Narr, zu glauben: ich sei entsetzlich Viel oder gar Nichts.

Ich bin Etwas, das weiß ich, ich lasse mich gehen, ich zwinge mich zu Nichts, und deshalb ist dieser erste Theil, so wie er nun eben ist; es müßte aber sehr arg zugehen, wenn demohngeachtet gar Nichts an ihm seyn sollte, das für Etwas, für etwas Gutes, Tüchtiges, Ergötzliches Dir, lieber Leser! gelten könnte, und zu gelten verdiente, — auf Ehre schon dieses Einschiebsel scheint mir werth, daß man es nicht überschlägt, aber da habe ich meinen Helden wieder laufen lassen!

„Benjamin! wo bist Du?"

„Hier!"

Diese Frage, lieber Leser, kam nicht vom Autor, als dem Schöpfer des Helden, sondern von der Tante, die ihren Neffen im Garten suchte. Und als er ihr geantwortet, und sie ihn gefunden hatte, führte sie ihn zu Tische, und bei Tische saßen sie so lange, bis der Kaffee fertig war —

— — — — — — — — — —

So eben komme ich von meinem Herrn Verleger, der mich mit ganz ausgezeichnet vortrefflichem Kaffee bewirthete. Herr Campe ist eine großer Menschenkenner, und hat es mir bald abgemerkt, daß ich eine auffallende Aehnlichkeit mit Voltaire und Fontenelle habe (hinsichtlich ihrer Passion für den

Kaffee nämlich). Du wirst es wohl schon gemerkt haben, lieber Leser, daß ich kein Freund von Abschweifungen und Umschweifen bin, und mir daher zutrauen, daß ich Dich nicht mit einer Abhandlung über Kaffee und Menschenkenntniß langweilen werde. Nein! ohne weitere Ab- und Umschweife will ich fortfahren, Dir zu erzählen, was sich, nach dem Kaffee, mit unserm Helden begab.

Nach dem Kaffee nämlich fuhr der Wagen vor, und der Stadtschreiber und Frau Lucie rüsteten sich zum Aufbruch; Benjamin näherte sich ihnen, und der Abschied begann.

Ich bin ein großer Feind vom Abschiednehmen! und selbst von meinem Todfeind würde ich nicht ohne eine gewisse Rührung scheiden, wenn ich wüßte, daß ich ihn nie wiedersehen würde, und von meinen Freunden Abschied nehmen, würde mir vollends unmöglich sein. So oft ich mich von einem Freunde trennen mußte, geschah es immer nach irgend einem Hauptspaß; und erst nachher schrieb ich ihm „Lebewohl!"

Erlaß' es mir daher, lieber Leser, Dir Benjamins Abschied von seinen Verwandten zu schildern, genug, sie nahmen Abschied, und der Wagen rollte fort.

„So wär' ich denn frei!" rief Benjamin, und wischte lächelnd eine Thräne aus dem Auge. „So

bin ich denn frei," wiederholte er und erhob das Haupt, und der letzte Rest seiner trüben Stimmung (denn trübe gestimmt hatte ihn die Trennung allerdings) war entflohen! Frischer Muth und frische Laune kehrten wieder bei ihm ein, und trotz dem gewöhnlichsten Alltagsmenschen baute er die herrlichsten Luftschlösser, träumte eine Menge schöner Geschichten, und in allen war er der Held, der Gebieter, in Summa: der Narr. Endlich aber fand er sich doch wieder in die Wirklichkeit zurück; und als er dachte, daß er am nächsten Abend schon weit von Liebenau entfernt sein würde, beschloß er diesen letzten recht zu verleben, und zum letztenmal! die Runde zu machen durch Wald und Feld und Dorf.

Wie gedacht, so gethan! Mit dem Walde machte er den Anfang, war doch stets sein Lieblingsaufenthalt allda gewesen; und welches Herz fände nicht Beruhigung und Frieden in der schönen grünen Waldesnacht, wenn die Abendsonne die Wipfel und Stämme der Bäume bestrahlt und die Blätter geheimnißvoll flüstern? Und wenn der Abendwind rauscht und aus der Ferne, leise verhallend, wunderbar sehnsüchtige Töne erklingen, bald voll tiefer unendlicher Wehmuth, bald voll leichten, heitern Sinns. Hörst Du das Waldhorn? O Waldeslust! Waldeslust!

„Im Walde will ich wohnen,
„Im Wald grabt mir ein Grab!"

Wahrhaftig! dieser Wunsch meines herrlichen Wilhelm Müller ist auch der meine, und Benjamin wünschte das Nämliche, fast mit Gewalt mußte er sich aufraffen, den geliebten Wald zu verlassen, und nur die Gewißheit, daß es auch anderwärts Wälder gäbe, konnte ihn trösten. Der Abschied vom Felde ward ihm schon leichter! Von den Wiesen sammelte er sich Blumen, und wollte sie in seiner Schreibtafel verwahren, aber, als er bedachte, wie sie dort verwelken würden und einschrumpfen, und farb- und duftlos werden, da änderte er seinen Entschluß, und sprach: „Nein, ihr armen Blumen! so schlecht soll es euch nicht werden, an dem Busen schöner Mädchen da mögt Ihr vergehen!" und er band drei Sträuße, womit er die Pfarrerstöchter beschenken wollte.

Minder sentimental war sein Abschied, vom Gemeindeteich, wo alle Enten ihm, als ihrem Mäcen entgegenschnatterten, da er nie vergessen hatte, so oft er vorbeigekommen, sein Morgen- und Vesperbrot mit ihnen zu theilen. Er gab ihnen heute drei doppelte Portionen, und sang dabei das alte Volkslied:

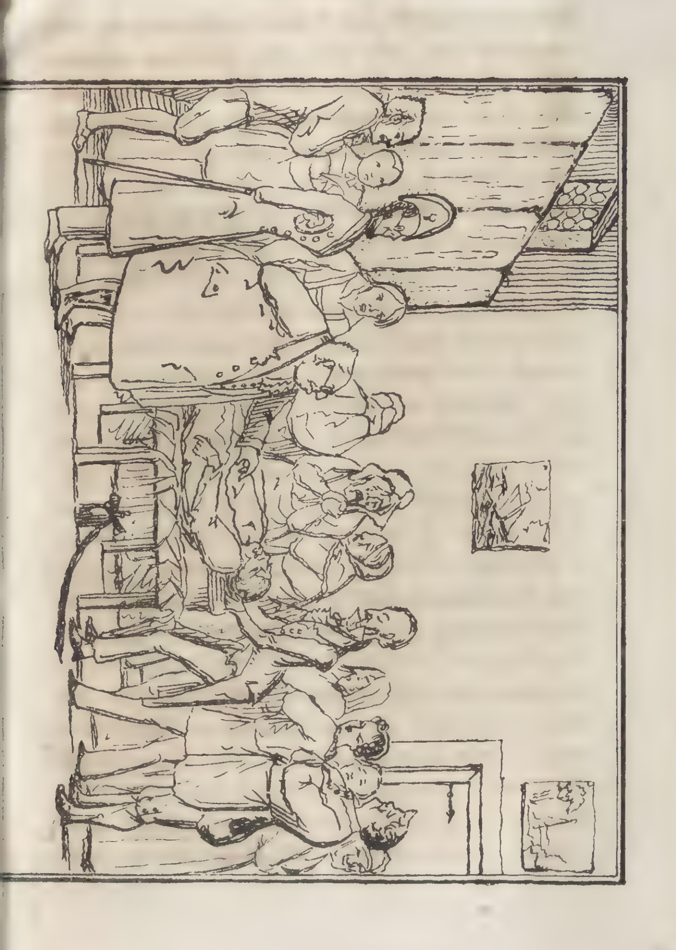
„Ich wünsche Euch zu guter Letzt:
„Einen Andern, der meine Stell' ersetzt!

„Ich muß mein Glück probiren:
„Marschiren.“

Auf dem Kirchhofe betrachtete er mit einer komischen Rührung das Grab eines alten Thurmdeckers, der seit vier Wochen dort begraben lag. So lange war es her, seit er vom Thurm gestürzt, und den Hals gebrochen hatte. Die liederliche Seele war alle Tage betrunken gewesen. Der Pfarrer und Benjamin hatten ihn oft gewarnt, und gebeten: er möge doch nur während der Arbeit sich nüchtern erhalten; aber er hörte nicht, und am letzten Tage war er besoffner als je. Benjamin wollte ihn mit Gewalt abhalten, den Thurm zu besteigen, aber der kleine krumme Kerl stellte sich weitbeinig vor ihn hin, und schnarrte patzig: „Du mußt Dich mir jar nich expliziren; da bist Du mich ville zu dumm dazu!“ Und somit taumelte er hinauf und setzte sich in den Dachstuhl; aber es dauerte keine zwei Minuten, so stürzte er wieder kopfüber hinunter, brach den Hals und blieb sehr ernsthaft liegen; denn er war todt.

„Armer Teufel!“ seufzte Benjamin, indem er das Grab betrachtete, aber in demselben Augenblicke mußte er auch laut auflachen; denn er erinnerte sich der drolligen Geschichte, welche passirt war, als man den Vorfall nach Dummburg an den Hardesvogt berichtet, und dieser erst dreißig

Stunden nachher mit dem Kreisphysikus herausgekommen war, um Rettungsversuche anzustellen. Benjamin hatte ein Blättchen entworfen (hier ist's), die Leichenbeschauung vorstellend, nebst einer versificirten Erklärung, hier ist sie:





Extrablatt.

Wie, nachdem ein betrunkener Dachdecker vom Thurm gestürzt war, und darob den Geist aufgegeben hatte, der Dummburger Hardesvogt und der dito Kreisphysikus ein Protokoll über den wirklichen Tod des Todten aufnahmen.

Dreißig Stunden war er todt,
Endlich kam der Arzt gefahren
Und der Hardesvogt. — Sie sahen
Stumm und trüb den armen Teufel.

Endlich fand der Arzt die Sprache;
Sprach: „daß Hülfe hier vergeblich,
„Sintemal so Hals- als Beinbruch
„Absolut — erweislich tödtlich."
Schwur's sogar, der Vogt bezeugt' es,
Nahm es drauf zu Protokoll.
So empfahlen sich die Herren,
Just so klug, wie sie gekommen,
Ließen todt den Todten liegen,
Und der Todt' ist todt geblieben.

Ende des Extrablatts.

Benjamin wandte sich und ging dem Pfarrhause zu; denn die Sonne war gesunken, und die Dämmerung hereingebrochen. Als er bei der Schenke ankam, scholl ihm ein verwirrtes Getöse entgegen. Da gäb es einen lustigen Abschied, dachte er, und kehrte ein.

Ein entsetzlicher Tabacksdampf quoll ihm entgegen, und verhüllte Alles, was in Zimmer war dergestalt, daß er es erst nach und nach erkennen konnte. Es waren köstliche Figuren, lauter ehrliche Saufbrüder ohne Falsch und Hinterlist. — Der Wirth (wie ich schon bemerkte, ein verdorbener Heldenspieler bei einer banquerotten wandernden Bühne) ragte über alle hervor, wie der weiland König Saul über die Juden. Der Geist hatte ihn diesen Abend besonders aufgeregt, die kleinen Aeuglein leuchteten wie Glühwürmer, und seine Nase schimmerte wie Phosphorus. Er schwankte majestätisch im Zimmer umher — mit der Kanne und dem Paßglase — „jeder Zoll ein Schnaps!"

Nach ihm kam der Dorfmusikant Männeken Schaper, sein Körper schien jeden Augenblick sich in Dunst auflösen zu wollen, und Benjamin wäre schier ohnmächtig geworden, als er den Dunstkreis dieses neuen Orpheus spürte. Der Dritte in diesem Bunde war der Dorfschulz, als hohe Obrig-




Fusel

keit. Wie er sagte, war er blos hier, um gute Ordnung zu halten; das mußte aber sehr schwer sein! denn der arme Mann war schon so matt dabei geworden, daß er sich selbst nicht mehr auf den Beinen erhalten konnte. Er versucht' es jedoch noch immer fort, und that alles Mögliche, indem er sich an die Wand lehnte, während er trank. In ergötzlichen Gruppen saßen die übrigen Bauern um den Tisch herum und sangen: „Brüder, wir sind Alle gleich" und: „das ganze Dorf versammelt sich im Wirthshaus, um zu trinken," während der Wirth dann und wann den ersten Vers des Schillerschen Liedes: „an die Freude!" declamirte, wo er besonders die Worte: „Wir betreten Freudetrunken, himmlische dein Heiligthum," mit einer wahren Stentorstimme brüllte, dazwischen kratzte Männeken Schaper auf seiner Geige: „Hier im ird'schen Jammerthal," und zur Abwechselung einen Murki, oder: „das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" — kurz, es war eine göttlich-liederliche Wirthschaft, und Bénjamin entwarf sogleich in Gedanken die nebenstehende Skizze als viertheures Andenken.

Als die Versammlung ihn gewahrte, taumelte sie in corpore auf, ihn zu begrüßen. Der Wirth aber trat dicht vor ihn hin, und lallte, indem die hellen Thränen ihm über die Wangen

liefen: „Du willst von uns scheiden, o, Benjamin? theurer Freund! willst Du wirklich von uns scheiden? — Ja? — nun es sei? Hat mich ja auch mein Pylades, der Dachdecker verlassen, indem er den Hals brach, dort steht sein Glas bestäubt und blind, Niemand soll hinfort mehr Trost und Erheit'rung für's düstre Leben daraus schöpfen, ein heiliges Andenken sei es mir an Dich, verklärter Freund!"

„O, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr." —

„O, Benjamin, mir ahnet es, Du wirst nicht der letzte sein, der von mir scheidet, Männeken Schaper hat auch den Rappel bekommen zu wandern;" —

„Da steh' ich jetzt, ein ganz entlaubter Baum,
Doch meiner Kraft im Innern mir bewußt!" —

„Willst Du trinken, Benjamin?"

Benjamin verneinte es.

„Ich kann Dir's nicht verdenken!" sprach der Wirth, indem er ein ungeheures Glas auf einen Zug austrank, „denn dieser Kümmel ist matt, wie meine Seele! es gibt hier zu Lande gar kein ordentliches Getränk! ich sollte es zwar als Wirth nicht sagen, aber im Schnapse (selbst

im schlechtesten!) ist Wahrheit; und meine Kunden bleiben mir doch nicht aus."

„Ne, wahrhaftig nich!" krähte Männeken Schaper, und begann zu spielen: „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben!" und die Bauern machten Chorus, daß unserm Helden die Ohren gellten. Er wollte sich aus dem Staube machen, aber der Wirth schob ihn hinter den Tisch, indem er schrie: „Halt! so haben wir nicht gewettet; Du willst morgen früh abreisen, und vielleicht kehrst Du nie wieder; darum, o Du, mit süßtönender Rede begabter! sprich zu uns, zum Abschied, wir wollen uns in's Gedächtniß prägen Deine Worte, und Deiner gedenken, so oft wir hier versammelt sind." —

„O!" rief Benjamin, „dazu bedarf es keiner Abschiedsrede! Ihr werdet mich nicht vergessen, am wenigsten Du, mein edler Schenkwirth; denn wo fändest Du hier wohl ein so gleichgestimmtes Subject, das Deine Fata und Leiden, die Du erduldet, eh' Du hier ein freundliches Asyl fandest, so zu würdigen wüßte, wie ich? Oder wäre es möglich, daß unter diesen „guten Bauern und schlechten Christen" Einer sich fände, der es vermöchte mit Dir zu empfinden, wie es thut, wenn man als König Lear ausgepfiffen wird?"

„O Lear! Lear! Lear!" schob hier der Schenkwirth langsam declamirend ein, und schlug sich dreimal vor die Stirn, daß es krachte. Benjamin fuhr fort: „Oder wäre es möglich, daß einer dieser guten Männer, welche sich untereinander freundschaftlich raufen ohne Rücksicht auf Stand und Rang, so daß bald Männeken Schaper, bald der Schulmeister, bald der Schulz selbst mit einem blauen Auge oder einer geschundenen Nase einhergehen, wär' es möglich, sage ich: daß sie sich das verletzte Ehrgefühl eines ersten Heldenspielers, der von einem brutalen Theatermeister jämmerlich abgebläut wird, lebhaft vorstellen können?"

„Halt ein!" rief der Wirth und weiland Heldenspieler, wie von schrecklicher Erinnerung ergriffen, sich den Rücken reibend; „Halt ein, o Benjamin! jedes Deiner Worte trifft wie ein Dolchstoß, aber Du hast Recht, o Jüngling! Nein! Keiner von diesen Allen vermag es, meinen ungeheuren Schmerz mir nachzuempfinden! Bleib bei mir! geh' nicht von mir!" schloß er à la Wallenstein, „bleib bei mir! was soll ich hier sonst einsam unter diesen Ochsen von Bauern?"

Wahrheit, lieber Leser, ist gut Ding; aber daß sie nicht immer gut aufgenommen wird, ist

eben so gewiß! denn kaum hatte unser Wirth und quasi Heldenspieler die letzten Worte gesprochen, als auch schon seine sämmtlichen Gäste von Fusel-geist erhitzt, aufsprangen, indem sie im Chorus schrieen: „Was? Ochsen?! Ochsen sind wir?"

Benjamin sah Unglück im Anzuge, und wollte ihnen auseinander setzen, daß der Wirth nicht sie gemeint habe; dieser aber kam ihm zuvor! Als ob er auf dem Theater stände, spreizte er die Beine auseinander, stemmte die rechte Hand in die Seite, erhob die Linke gen Himmel, und brüllte im gräulichsten Bierbaßton, daß die Gläser und die Fenster klirrten: „Ochsen! Ochsen! und nochmals Ochsen! Verderben dem, der es anders sagt! Ha! glaubt Ihr, ich fürchte mich vor Euch erbärmlichen Gesellen? ich bin ein freier teutscher Mann! und schweben auch keine Lanzen schützend über meinem Haupte, so ist doch Teutschlands Boden unter mir! darauf stehe ich, vest, wie die Eiche! wer will sie fällen?"

Kein Kalheimer sagte: „Ich" aber das war auch gar nicht nöthig; denn fast noch schneller als Einer sagen kann: „Ich!" war der Wirth und Held schon zu Boden geworfen, und zwanzig Bauernfäuste bearbeiteten ihn dermaßen, daß kein ungebläuter Fleck an seinem Körper blieb; als sie

müde waren, ließen sie ihn liegen, und verließen spottend und lärmend das Haus.

Benjamin half dem Unglücklichen wieder auf die Beine, der trotz der entsetzlichen Prügelsuppe nicht aus der Rolle fiel, sondern (indem er zur Erholung und Herzstärkung „nach ausgestandenem Strauße," ein frisches Glas Kümmel zu sich nahm) pathetisch-finstergrollend ausrief:

„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

„Leb wohl!" rief Benjamin mit wilder Lustigkeit, und sprang davon.

Im Pfarrhause angelangt, vertheilte er seine Blumen unter die drei Mädchen, und alle drei schmückten sich damit. „Wie schön sie sind!" dachte Benjamin, aber er wußte selbst nicht, ob er die Mädchen oder die Blumen meine.

„Halten Sie sich bereit, lieber Benjamin!" sprach der Medicus nach dem Abendessen, „morgen früh Schlag Sechs reisen wir. Ich dächte, Sie gingen jetzt zur Ruhe; wir Andern wollen es auch, damit wir morgen desto munterer sind;

denn nichts Abscheulicheres, als halb schlaftrunken eine Reise antreten." Benjamin sagte der Familie und dem Medicus gute Nacht! und ging auf sein Zimmer; dort angelangt, sprach er zu sich selbst: „Ruhen will ich! ausruhen von den Mühen dieses letzten Tages, aber nicht schlafen!"

Er löschte das Licht, öffnete das Fenster, und lehnte sich hinaus.

Es war eine wunderbar träumerische Nacht, wie der Mai sie nur immer bringen kann. Eine zauberische Dämmerung war über die Landschaft verbreitet, und ließ Alles wie ein süßes Mährchenbild erscheinen, ein feiner Regen fiel herab, stärker duftete der Hollunder und die Blüthen des Apfelbaums. Die Kelche der Blumen erklangen, als erzählten sie sich von ihrer Wonne; und in dem entferntesten Theil des Gartens schlug die Nachtigall!

Ein wunderbares, noch nie empfundenes Gefühl wurde rege in Benjamins Brust. Alles, was bis dahin in ihm geschlummert hatte, erwachte, und schoß mächtig empor! Die ewige Sehnsucht nach dem Ewigen und Vergänglichen, der Schmerz und die Lust der Liebe, Zweifel, Hoffnung und die Ahnung eines großen Daseins. Ach! Alles was ein junges Herz nur immer zu empfinden vermag. Er empfand es!

und es erhob ihn über Alles, was er bisher gelebt, und er fühlte es: über Alles, was er noch leben würde, denn solch' ein Moment tönt durch unser ganzes übriges Leben fort, und nur der ist wahrhaft unglücklich, dessen Dasein kein solcher erhob und verschönte.

Glücklich? glücklich bin ich nicht! aber ich gedenke jener Nacht, jener Stunde, jenes Augenblicks, wo es mir war, als müsse ich die Arme ausbreiten, und die Erde und das Meer und den Himmel mit seinen Sonnen, Monden und Sternen umfangen, und Alles an mein liebendes Herz pressen, vest! vest! vest — und so sterben. — Ich gedenke jenes Augenblicks, unglücklich bin ich nicht! — und könnt' ich ihn noch einmal durchleben, ich wär glücklich; denn ich überlebte ihn nicht zum zweiten Mal.

Benjamin war glücklich.

Und er sollte noch glücklicher werden! — Ein leises Rauschen hinter sich, schreckte ihn empor, und im Dämmerlichte gewahrte er eine schlanke, weiße Gestalt.

„Wer ist da?" fragte er mit halber Stimme. Da umschlang ihn ein schöner Arm, ein Paar rosige Lippen berührten die seinigen, und im langen, glühenden Kusse hauchten sie — „Ich liebe Dich!" —

„Wer bist Du?“ flüsterte Benjamin wonnebebend, und umschlang die schöne Erscheinung. Die aber wand sich aus seinen Armen, hauchte noch einmal: „Ich liebe Dich!“ und entschwand aus dem Zimmer; Benjamin wollte ihr nach, die Thür war von außen verschlossen, er mußte zurückkehren.

„Welche war es?“ fragte er sich, „welche liebt mich? — Nun, sei es welche es wolle, ich liebe sie!“

Sein Haupt sank auf die Fensterbrüstung, und halb träumend, halb wachend wiederholte er: „Ich liebe Dich, ich liebe Dich!“ und er entschlummerte am offnen Fenster, und bunte Traumbilder aus Vergangenheit und Ahnung gewoben, umgaukelten ihn, und immer klang es, bald wie aus weiter Ferne, bald wie dicht neben ihm, bald wie aus seinem eignen Herzen: „Ich liebe Dich!“ —

Ein langgehaltner heller Accord zitterte durch die Luft, es war der erste Ruf eines neuen Tages, Benjamin erwachte, und sein Erwachen war noch schöner, wie seine Träume gewesen waren! —

Der Osten strahlte in rosiger Gluth, lauter rauschten die Wipfel der Bäume, und schüttelten den Nachtthau von den Blättern, da schwebte langsam und feierlich der gewaltige Sonnenball

herauf. Ein Moment, und Millionen blendender Strahlen schossen daraus hervor und spiegelten sich wider in jedem Thautropfen, die Nebel verschwammen, in jugendlicher Herrlichkeit lächelte der Morgen, höher schlugen die Pulse der Natur, überall Leben! überall! überall! der Bach eilte hastiger, die Blumen erhoben ihre Häupter, und erschlossen ihre Kelche, alle Wesen jauchzten, und jauchzend rief Benjamin:

„Ich liebe Dich!“

Als er gegen sechs Uhr seinen Liebenauer Freunden Lebewohl sagte, umarmte er erst den Pastor, und dann die drei Mädchen, und indem er sie küßte, flisterte er einer Jeden zu: „Ich liebe Dich!“ Selig wie ein Gott sprang er in den Wagen, der Postillon

schwang treibend die Peitsche
und rasch hin flogen die schnaubenden Rosse.

Extrablatt.

Ich möchte mit allen Glocken in Hamburg ein Freudenläuten anstellen, daß ich meinen Benjamin glücklich aus Dummburg gebracht habe; er ist jetzt ein freier Mensch und mit einem solchen läßt sich etwas Gescheidtes beginnen. Die unter den Alltagsverhältnissen duckenden und schwitzenden Menschen taugen nur dazu, wozu sie zur Noth eben da sind, und führen mithin, hätten sie auch den besten Tisch, die besten Weine, Haus und Hof, Pferde und Wagen, und keine Schulden, ein armes, kümmerliches, farb- und duftloses Leben; denn nichts Traurigeres als ein Philister, der als solcher geboren wird, als solcher aufwächst, ißt, trinkt, ein Amt verwaltet, eine Frau nimmt, Kinder zeugt, und stirbt. — Nein! lieber wollte ich Zeitlebens im Karzer sitzen (wie das in Rostock vier Wochen lang schon einmal der Fall war), als ein Philister werden, Pereat solchem Leben!

Du sollst sehen, lieber Leser, wie wacker das meines Helden, vom nächsten Buche an,

sich gestaltet. Mit der Liebe, ich sage: mit der Liebe, wird er freilich wohl wenig mehr zu schaffen haben! Seine erste Liebe war zu zart und zu schön, zu wunderbar; denn er liebte drei schöne Mädchenseelen auf einmal, weil er nicht wußte, welch' Eine von den Dreien ihm gesagt: „Ich liebe Dich!" Vielleicht war jene nächtliche Erscheinung der Schutzgeist der drei Mädchen gewesen, alle Drei liebten ihn, und er liebte sie — selig. —

Vielleicht lachst Du, schöne Leserin, über eine solche Liebe, von der Dein Clauren „kein allereinziges Sterbenswörtchen" sagt; vielleicht lachst Du um so mehr darüber, als Du aus eben diesem Clauren weißt, daß ohne ein Paar ungeheuer-großer Augen, zwei Reihen Perlenzähne, einem „küssigen Mündchen," schneeigtem Schwanenbusen, in Summa: daß ohne diese und noch mehrere handgreifliche Schönheiten, an eine ordentliche, solide Liebe gar nicht zu denken ist.

O schönes Kind, Du hast Recht! für die Wirthschaft, für das Hochzeitskämmerlein ist solch eine Liebe gar nichts nütz, ja! vielleicht eifert der dicke Pastor gar nicht mit Unrecht dagegen; denn, wenn alle Menschen so liebten, so stånd es schlecht um die schönen Copulations- und Taufgebühren; aber, aber — ach! ich selbst habe einmal auf

solche Art geliebt, lange Zeit, und ich wollte, ich könnte noch so lieben; denn, lache wie Du willst! es ist doch etwas gar zu Schönes, wenn man liebt, liebt, ohne recht eigentlich zu wissen, Was? und Wen? Man liebt dann nur um so mehr! Man liebt Alles, und ist selig. — Aber Du begreifst mich nicht, schöne Leserin! Ihr Weiber müßt immer erst etwas Körperliches haben, wenn Ihr lieben sollt. —

In der vergangenen Neujahrsnacht goß meine 15jährige Schwester zum ersten Male Blei. — Ich saß gerade bei dem ersten Extrablatte dieses Buches, als sie mit freudefunkelnden Blicken mir den abentheuerlich-geformten Guß zeigte; „Was siehst Du?" fragte sie mich; das Ding glich einer Spinne oder einem Krebs, und ich sagte: einen Krebs! Da lachte sie mich aus, daß ich als Maler einen schönen Offizier mit vielen Orden für einen Krebs habe halten können, ich aber bemerkte, daß der Unterschied zwischen einem Krebs und einem Helden nicht so gar groß sei, indem bekanntlich Beide die rückgängigen Bewegungen eben so gut, wie das Angreifen mit einander gemein haben.

Als ich meinen Helden persönlich kennen lernte, bekannte er sich im Punkte der Liebe zum System des unsterblichen Don Giovanni, und

lachte, wenn man ihm Buße predigen wollte, aber wenn man auf seine erste Liebe zurückkam, dann lachte er nicht, er lächelte nur, und es war ein ganz eignes herzerschütterndes Lächeln. Man konnte es ihm ansehen, welchen Kampf es ihm kostete, nicht zu weinen. Er raffte sich dann in der Regel wieder trotzig empor, und stürzte sich in den ärgsten Strudel der Zerstreuungen und Genüsse. Aber noch lange Zeit nachher konnte er nicht wieder lachen! und wollt' er es mit Gewalt versuchen, so war sein Gesicht anzuschauen, als stritten in seiner Brust sich Himmel und Hölle um seine arme Seele.

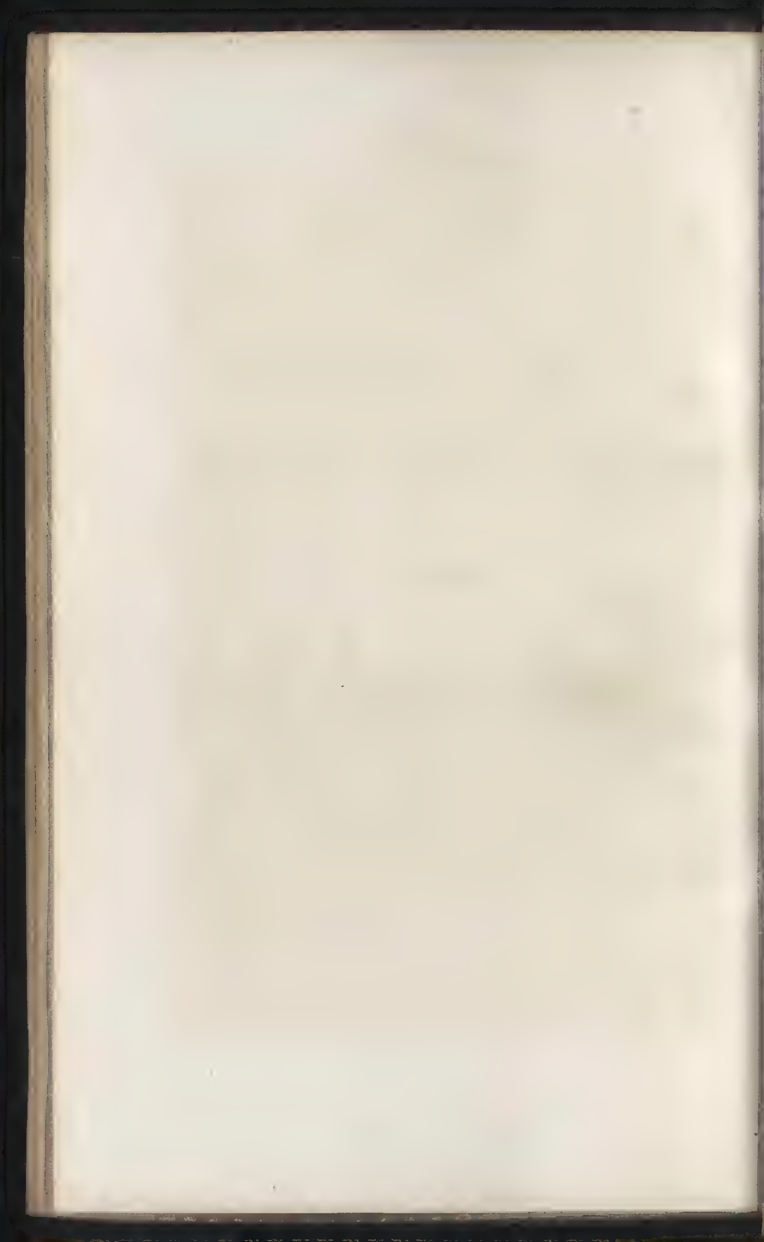
Als ich vor etlichen Tagen in einer Gesellschaft, wo von der Liebe die Rede, lachte; und zufälliger Weise im selbigen Augenblick in einen Spiegel schaute, erschrak ich über meine abscheulich verzerrte Fratze, und ich hörte auf zu lachen.

Ende des Extrablatts.

Zweites Buch.

Benjamin in der Residenz.

„Staub soll er fressen, und mit Lust,
„Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.“
(Mephistopheles.)



Erstes Kapitel.

Wie Held Benjamin in der Residenz ankommt, und im Hause des Leibarztes wohnt. — Die beiden Maler. — Die schöne Malerin. — Benjamin beginnt seine Studien.

Froh und lustig war die Reise, ohne alle Abentheuer, und am Morgen des dritten Tages hielt der Wagen vor dem pallastähnlichen Hause des Leibarztes in ***.

Benjamin wurde sehr artig von der Frau seines Gönners, einer bejahrten, kränklich-blassen Dame, empfangen. Sie führte ihn sogleich in ein niedliches, bequem eingerichtetes Zimmer, nur durch eine Thür von dem Studirzimmer ihres Mannes getrennt; „dies ist für's Erste Ihre Wohnung," sprach sie, und empfahl sich, damit er sich umkleiden könne. Benjamin machte hurtig seine Toilette, und warf sich dann behaglich in einen zier-

lichen Divan, „das gefällt mir besser," sprach er, „wie die Dummburger Lebensweise!" aber indem er dieses sagte, zuckte ein tüchtiger Anflug von Heimweh durch seine Brust. „Ich bin doch ein rechter Narr!" rief er ärgerlich, „am Ende wünsch ich mich wieder zurück in das heillose Nest, und in meinen Kerker?! Nein!" (er sprang auf, und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.) „Nein, nie, nie will ich mehr dahin zurückkehren, wenn ich nicht wenigstens ein Paar Säcke mit Perlen oder Goldstaub gefüllt mitbringen kann! Gebe der Himmel den Dummburgern Glück und Heil so viel er will, aber ich bleibe ferne, Amen!"

„Recht so," sprach der Leibarzt, der eben ins Zimmer trat; „Recht so, lieber Benjamin! was wollten Sie auch dort, wo Sie nicht erkannt, sondern im Gegentheil verkannt werden? Hier dagegen ist Ihr Platz! Es kann Ihnen nicht fehlen; mit Ihrem ausgezeichneten Talent müssen Sie hier Aufmerksamkeit erregen, und dann hängt es nur von Ihnen ab, Ihr Glück zu machen.

„Ich werd' es nie vergessen, daß ich Ihnen die Gelegenheit dazu verdanke," entgegnete Benjamin, und reichte, wie es seine Weise war, dem Leibarzte traulich die Hand, der schloß ihn

so vest in die Arme, daß Benjamin hätte mögen laut aufschreien, küßte ihn drei-, viermal derb ab, und rief: „Also willkommen in meinem Hause! Nun aber,“ fuhr er fort, indem er sich neben Benjamin auf den Divan setzte; „Nun aber, mein lieber, junger Freund, muß ich Sie bitten, die ersten acht Tage ihres Hierseins an keine Arbeit zu denken, sondern diese Zeit lediglich dazu zu verwenden, sich in der Residenz gehörig zu orientiren, und (bei diesen Worten lächelte er gar seltsam,) wie man zu sagen pflegt, ein wenig auszutollen. Desto ordentlicher und eifriger werden Sie nachher Ihren Studien obliegen, und da ich weiß, daß man ohne Geld in dieser Art nichts unternehmen kann, und ihre Börse —“

„Die ist,“ stammelte Benjamin betroffen mit niedergeschlagenen Augen, „die ist leer.“

„Nun desto besser,“ lachte der Leibarzt; „so werden Sie mir nicht böse werden, wenn ich Ihnen diese Kleinigkeit als ein freundschaftliches Darlehen anbiete; ich werde es mir wieder ausbitten, wenn Sie durch ihre Arbeiten sich eine Geldquelle eröffnet haben werden; bis dahin bitte ich Sie, so oft Sie etwas brauchen sollten, sich ohne Scheu an mich zu wenden.“ Hiermit drückte er ihm drei Doppel-Louisd'ors in die Hand, und Benjamin war so verdutzt, daß er kaum seinen Dank abzu-

statten vermochte. Endlich bemerkte er, daß diese Summe viel zu groß für ihn sei; und wollte wenigstens zwei von den Goldstücken zurückgeben; der Leibarzt aber protestirte dagegen, indem er fein lächelnd behauptete: „Was er gäbe, gäbe er mit Bedacht, und werde daher nichts wieder zurücknehmen; übrigens sei eine solche Summe für einen jungen Menschen in der Residenz nicht zu viel, und Benjamin werde früher mit dem Gelde zu Ende sein, wie er es jetzt glaube, schließlich fordre er ihn noch einmal auf, sich ja recht auszutollen, er wolle unterdessen mit dem Professor und dem Galleriedirector Alles in Richtigkeit bringen.

Benjamin wiederholte seinen Dank; der Leibarzt seine freundschaftliche Umarmung, dann führte er ihn hinunter in den Speisesaal, wo schon mehrere bebänderte und bekreuzte Herren, nebst etlichen befiederten, beturbanten und parfümirten Damen versammelt waren.

Benjamin wurde der Gesellschaft vorgestellt, und dann ging es zur Tafel, wo gegessen und getrunken wurde, wie in einem Claurenschen Roman.

Der Leibarzt hatte gut prophezeit! schon nach drei Tagen hatte Benjamin eine Menge guter Freunde, aber von seinen drei Doppellouisd'ors war kein Deut mehr vorhanden. Benjamin war sehr ärgerlich darüber! Er schämte sich entsetzlich, und wollte es verbergen. Aber der Leibarzt hatte ihm bald abgemerkt, wo ihn der Schuh drücke, er lachte, und wollte ihm eine ähnliche Summe aufdringen, dies jedoch lehnte Benjamin so vest als bescheiden ab, und der Leibarzt mußte ihm seinen Willen lassen.

Damit hatten aber auch Benjamins junge Freundschaften ihre Endschaft erreicht, was ihm übrigens sehr gleichgültig war, und den Leibarzt zu freuen schien; „Sie verlieren Nichts an solchen Freunden," tröstete er den nicht Trostsbedürftigen, „am Ende hätten Sie selbst sie aufgegeben, deß bin ich gewiß, da es sämmtlich Tröpfe sind, es taugt Nichts, wenn in der Freundschaft Einer den Andern übersieht."

„Das fühle ich," entgegnete Benjamin, „und habe diese Erfahrung schon früher gemacht, weshalb ich denn auch nie einen Freund hatte, der mit mir von gleichem Alter war."

„Sie haben schon früh, viele und zum Theil bittere Erfahrungen gemacht," fuhr der Leibarzt fort, „und sind daher auch jetzt schon

dem Geiste nach, Mann, während andere junge Leute ihres Alters, wenn es hoch kommt, erst in die sogenannten Flegeljahre treten, **Eh bien!** bleiben Sie Ihren ältern Freunden treu, Sie werden mich stets unverändert finden, und ich bin so eitel zu glauben, Ihnen bis jetzt nicht mißfallen zu haben." — Hierbei schüttelte er dem beschämten Benjamin treuherzig die Hand, und erzählte dann lachend eine Menge komischer Geschichten von dem Leben und Treiben in den höhern Ständen; „Sie werden hier viel Stoff für Ihren Griffel finden!" schloß er, „und ich wünsche sehr, daß Sie ihn nicht fallen lassen. Einige kleine Vorsichtsregeln sind allerdings dabei zu beobachten, aber werden diese befolgt, so können Sie Ihrer Laune freien Lauf lassen, ohne Furcht, Jemand dadurch zu indigniren; denn in der Residenz, wenigstens in dieser, versteht man es, sich an so Etwas zu ergötzen und darüber zu lachen. — Sie brauchen Niemand zu schonen, außer den Fürsten, den alten tauben Kanzler und noch eine Person, hinsichtlich der ich aber gewiß bin, daß Sie sie nicht (dürften Sie es auch) zur Zielscheibe Ihres Witzes machen werden, sobald Sie nur von Angesicht sie gesehen haben; und Sie müssen sie kennen lernen, denn sie kann Ihnen viel nützen."

„Wer ist es?“

„Die Favoritin des Fürsten.“

Benjamin erröthete und fragte betroffen, „Wie? und ich soll —“

„Sie kennen lernen,“ wiederholte der Leibarzt ruhig. „Ich werde morgen mit Ihnen zu ihr gehen und Sie vorstellen, es ist eine schöne, geistreiche, kunstliebende Dame, und in vieler Hinsicht wahrhaft achtungswürdig.“

„Achtungswürdig?“ fragte Benjamin etwas spitz, „achtungswürdig? ein Weib, das —“

„O mon Dieu!“ fiel der Leibarzt ihm lächelnd in's Wort, „mein lieber, junger Freund! wer sprach denn vom Weibe? Hier ist von einer Dame die Rede; und eine Dame kann heut zu Tage sehr achtungswürdig sein, wenn sie auch —“ er stockte, und Benjamin sah ihm scharf fragend in's Gesicht, „wenn sie auch —“ wiederholte der Leibarzt etwas außer Fassung gebracht, und blieb abermals stecken — „Wenn sie auch,“ rief Benjamin ihn parodirend und machte „eine unanständige Gebehrde.“

Just wie die Hexe erhob der Leibarzt ein unmäßiges Gelächter und rief: „Nun ja! so ist's heraus!“

Benjamin wandte sich mit schlechtverhehlter Verachtung ab, aber der gewandte Hofmann

nahm die Sache leicht, und ließ sich nicht irren; er fuhr freundlich fort: „Sie haben gewissermaßen Recht! ein Weib ohne Tugend verdient die Verachtung des Mannes, aber du guter Gott! wenn wir es so strenge nehmen wollten — o lieber Benjamin! das ist ein verwickeltes Kapitel! wenn Sie in dieser Art erst mehr Erfahrung haben werden, (und mich müßte Alles trügen, wenn Sie sie nicht bald erlangten;) dann, mein lieber, junger Freund! werden Sie ein schönes Hirngespinnst von der Wirklichkeit leicht zu unterscheiden wissen, und ich gebe Ihnen mein Wort, selbst einer Messaline in gesellschaftlichen Verhältnissen (und diese bilden doch nun einmal das, was man Leben nennt,) Ihre Achtung nicht versagen. Die sogenannte Tugend ist ohnehin nur eine feine weibliche Consequenz, wie denn Consequenz die größte Tugend ist.“

„Diese Tugend kann auch der größte Bösewicht haben!“

„Und eben deshalb ist es eine große Tugend! denn ein consequenter Bösewicht ist lange nicht so gefährlich, wie ein inconsequenter. Jener täuscht nie sich selbst, und man weiß leicht, woran man mit ihm ist, und nimmt sich vor ihm in Acht, dieser hingegen täuscht sich selbst alle Augenblicke, und noch vielmehr seine Umgebungen, man

weiß nicht, wo man ihn fassen und lassen soll, und das Ergebniß ist klar. Aber um wieder auf unsern streitigen Punkt zurückzukommen: ist es nicht unbillig und inconsequent von uns, von den Weibern eine Tugend zu verlangen, der wir mit aller unserer gerühmten Stärke nicht zu genügen vermögen? oder, aufrichtig, Benjamin, würden Sie der Verlockung widerstehen? würden Sie einer mittelmäßig hübschen Frau, (ich rede gar nicht von einer häßlichen, wie z. B. die Meinige ist,) treu bleiben, wenn eine Schönere, Geistreichere Ihnen durch einen bedeutenden Blick zu verstehen gäbe, „du gefällst mir, und darfst wagen!" Nun? Ja oder Nein?"

„Nein!" rief Benjamin mit komischem Grimm, „Nein! ich würde ihr nicht treu bleiben! der Teufel —"

„Der arme Teufel."

„Der Teufel würde die Oberhand behalten, aber mit dem Manne ist es ein Anderes! dieser hat mehrere Tugenden zu erfüllen, und erfüllt sie in der Regel alle, wenn er sonst ein rechter Kerl ist, aber das Weib, von dem nur die einzige Tugend —"

„Halt! Halt!" rief der Medicus, „mit dieser abgedroschenen Phrase schlagen Sie meine Behauptungen nicht zu Boden, unsere heutigen

Damen treiben ihr Wesen auf dem Tummelplatz männlicher Tugenden so wacker, daß in dieser Hinsicht kaum noch ein Unterschied zwischen beiden Geschlechtern Statt findet. Frau von Staël und Lady Morgan sind in dieser Hinsicht wahrhaftig nicht die Einzigen ihres Geschlechts, und noch vor nicht gar langer Zeit wurde unserm Minister des Innern ein geistreiches, mit vieler Sachkenntniß geschriebenes Werk „über Staatswirthschaft" vorgelegt, und rathen Sie einmal, von wem es verfaßt war? von der ehemaligen Vorsteherin einer H .... wirthschaft."

Benjamin, so ärgerlich er auch war, mußte hier doch laut auflachen. Der Leibarzt wollte eben eine neue Geschichte der Art beginnen, als die Thür sich öffnete und ein Bedienter hereintrat, ihm zwei Billets überreichte, und sich dann wieder entfernte.

Der Leibarzt, nachdem er sie flüchtig gelesen, wandte sich fröhlich zu unserm Helden, indem er sprach: „Gute Nachricht für Sie! der Professor und der Galleriedirector ersuchen mich hier, morgen Vormittag sie zu besuchen, und Sie mitzubringen."

„Beide?" fragte Benjamin betroffen, „ich kann doch für's Erste nur bei Einem lernen; denn viele Köche verderben den Brei."

„Allerdings," entgegnete der Medicus, „und es steht gänzlich bei Ihnen, welchen von Beiden Sie zu Ihrem Führer erwählen wollen, nur versteht es sich von selbst, daß dies auf eine feine Art geschehen muß, und die erste Zeit müssen Sie wenigstens zum Schein bei allen Beiden arbeiten. Nach und nach werden Sie dort, wo Sie sich nicht gefallen, flüchtig, genial, quasi faul! und bleiben endlich ganz weg. Wenn dann auch der Eine sich über Sie beklagt, so wird der Andere, welchem es nur schmeichelhaft sein kann, daß Sie ihm treu bleiben, Sie desto höher erheben; denn Beide sind, wie das unter Künstlern, Hofleuten, und" fügte er lachend hinzu, „unter Aerzten der Fall ist, einander spinnefeind und recht eigentlich neidische Hunde. Sind Sie dann nur bei Einem fleißig, so kommen Sie vorwärts, und brauchen sich um Nichts zu kümmern."

Benjamin hatte viel gegen ein solches Verfahren einzuwenden; er sagte frei heraus: wie er es für schlecht halte, von vorn herein damit umzugehen, einen Menschen, der uns freundlich entgegenkäme, und uneigennützig bereit sei, uns zu dienen, auf eine solche Art zu betrügen. Der Leibarzt aber, der es schon weg hatte, wie schlecht unser Held gegen sophistische Gründe verwahrt,

und wie gut ihm damit beizukommen sei, erwiederte leichthin: „Eine Hand wäscht die andere! wie sollte man sonst mit Menschen dieser Art fertig werden? Uebrigens glauben Sie ja nicht, es geschähe aus bloßer christlicher, uneigennütziger Nächstenliebe, daß der Professor und der Galleriedirector sich so eifrig für Sie interessiren. Erstens: wissen es Beide, daß Sie zu großen Erwartungen berechtigen, und sich den Lehrer und Meister eines ausgezeichneten Künstlers nennen dürfen, ist wahrhaftig keine Schande. Zweitens: wissen Beide, daß sie sich mir dadurch verpflichten, und einen Leibarzt zum Freunde haben, ist mehr, als wenn man mit dem Fürsten selbst Brüderschaft getrunken hätte! Von dem Galleriedirector sage ich Ihnen für jetzt noch nichts, sein Verhältniß zu mir ist sehr verwickelter Art, es wird Ihnen viel Spaß machen, diesen Charakter nach und nach auszuholen; und gelingt es Ihnen, so werden Sie bei ihm unstreitig mehr an Kenntniß des menschlichen Herzens gewonnen haben, als an Kunstausbildung. Der Charakter des Professors liegt vor aller Welt offen am Tage, er ist ein bedeutender Künstler was die technische Ausbildung betrifft. Genie hat er nicht; dafür aber desto mehr Genialität, wie wir es hier nennen; grobe Leute würden ihn als einen Bruder

liederlich bezeichnen, der troß seines ungeheuren Gehalts und sonstigen bedeutenden Verdienstes nie Geld hat, und immer Schulden; und hier ist das Ende meines Leitseils; und somit genug für diesmal; halten Sie sich fertig. Morgen Vormittag um zwölf Uhr statten wir unsere Besuche ab!" Damit empfahl sich der Medicus, und überließ es unserm Helden, sich Alles noch einmal in Gedanken zu recapituliren, und sein Urtheil darüber zu fällen.

Benjamins Urtheil aber lautete: „Spitzbüberei steckt dahinter; nur weiß ich noch nicht, in wiefern sie erlaubt oder nicht erlaubt ist, in Dummburg war ich darin immer im Klaren, hier bin ich dumm! Je nun! Ich werde doch endlich wohl klug werden, aber hab Acht, Benjamin, daß du bis dahin nicht schlecht wirst; O mein ehrlicher, guter Pfarrer! O mein einfaches, herziges Liebenau! — Pah! ist's denn nicht egal, wo ich bin, wenn ich mir nur selber treu bleibe?! — Courage, Benjamin! Frisch hinein in's bunte, bewegte Leben! das dumme Heimweh! hinunter damit! ubi bene ibi patria, sagte der Römer, und ich sage: Amen!

Nah' bei dem fürstlichen Schlosse befand sich das alterthümliche, nicht eben große Haus des Galleriedirectors, wohin der Leibarzt zuerst unsern Benjamin führte. Als sie in's Haus traten, kam ihnen eine ältliche Frau, fast wie eine Herrnhuterin gekleidet, entgegen, die der Leibarzt seinem Begleiter als die Frau des Galleriedirectors vorstellte, und als er dessen Befremden über das seltsame Aeußere der Dame bemerkte, Mühe hatte, das ihn unwillkürlich anwandelnde Lächeln zu verbergen. — Als er ihr gesagt: weshalb sie gekommen wären, lud sie Beide mit einer züchtigen Verbeugung ein, ihr zu folgen, und führte sie durch einen engen, dunkeln Gang, und durch drei oder vier aneinanderstoßende Zimmer in das Atelier ihres Mannes.

Der Galleriedirector erhob sich von der Staffelei, die Fremden zu begrüßen, was er auf eine feierliche, abgemessene Art that. Er war ein langer, hagerer Mann, hoch in den Funfzigen, mit einem ascetisch-streng-frommen Gesichte, wie man sie häufig an den Heiligenbildern aus der altdeutschen Schule bemerkt; sein dünnes, farbloses Haar war rund verschnitten, und der aschgraue, bis oben zugeknöpfte Ueberrock vollendete das Bild eines ächten „Stillen im Lande."

An einer zweiten Staffelei saß ein junger Mensch, dem Anschein nach mit Benjamin von gleichem Alter, und copirte mit ängstlicher Sorgfalt ein entsetzliches Bild: das blutige Haupt Johannis des Täufers vorstellend. Seltsam stach das blühende, jugendliche Gesicht zu seiner, ebenfalls nach frommem Schnitt gefertigten Kleidung ab, so wie zu seinem schüchternen, gemessenen Betragen. Es war der Sohn des Galleriedirectors; und Benjamin näherte sich ihm freundlich, ihm die Hand bietend. Der junge Mensch lächelte, sah seinen Vater verstohlen fragend an, und schlug dann ein, aber so leise und behutsam, als fürchte er sich zu verbrennen, oder: (um es frei herauszusagen,) zu verunreinigen.

Benjamin hatte Mühe, seinen Aerger darüber zu verbeißen. Nachdem Alles in Richtigkeit gebracht, und dahin bestimmt war: daß Benjamin am andern Morgen bei dem Galleriedirector an zu zeichnen fangen, und so abwechselnd, einen Tag da, und den darauffolgenden bei dem Hofmaler arbeiten solle, zeigte ihnen der Galleriedirector noch seine Gemäldesammlung, welche, etliche Portraits ausgenommen, durchgehends in züchtig gemalten geistlichen Stücken bestand. Darnach empfahlen sich der Leibarzt und Benjamin, und der Besuch war beendigt.

„Nun, was sagen Sie?“ fragte der Medicus unsern Helden, als sie wieder auf der Straße waren.

„Ich danke Gott, daß ich wieder seine liebe freie Luft einathmen kann. O mich dauert der arme junge Mensch, der den ganzen Tag so sitzen, und ellenlange Heiligengesichter copiren muß! Nach dem, was ich von ihm sah, besitzt er viel Talent, aber großer Gott! wo soll bei einem solchen naturwidrigen Leben die Begeisterung für die Kunst herkommen, die doch unerläßlich ist, wenn man Etwas, auch nur einigermaßen Mittelmäßiges leisten will?“

„Sie gehen zu weit!“ versetzte der Leibarzt, „sogar arg ist es nicht, der junge Mensch ist, wie mehrere seines Gleichen, nicht so ohne alle Begeisterung, wie Sie glauben, aber freilich ist es nur eine künstlich erzeugte, der Treibhauswärme ähnlich; und wie diese, nur auf einen kleinen beschränkten Raum einwirkend. Die natürliche Begeisterung dagegen gleicht der Sonne, die eine Welt erleuchtet und erwärmt. Ich konnte mir es vorher denken, daß Sie keinen Geschmack an der Art und Weise des Galleriedirectors finden würden, aber Sie sollten selbst sehen und urtheilen. Wir wollen uns jetzt zum Professor begeben! Wie ich Ihnen schon sagte, ist er der ärgste An-

tipode des Galleriedirectors, den man sich denken kann. Ich zweifle nicht, daß Ihnen auch da Manches mißfallen, doch bin ich gewiß, daß Ihnen auch Manches zusagen wird;" somit schritten sie der Wohnung des Professors zu.

Extrablatt.

Geliebter Leser! ich sehe mich abermals genöthigt, das, was ich in diesem Kapitel Dir noch zu erzählen gedachte, in einem anderen (dem hier folgenden) Dir zuzumessen, inmaßen das gegenwärtige sonst wieder an allzu „ungebührlicher Länge, Breite, Dicke, Höhe und Tiefe laboriren würde.“

Also: — — — — — — — —

Das zweite Kapitel.

Enthält die Fortsetzung und den Schluß des Ersten.

Schon das Aeußere der Wohnung des Professors war himmelweit von der des Galleriedirectors verschieden; es war ein schönes, großes Haus im reinsten italienischen Styl gebaut; Balkon, Hausflur und Treppen waren mit blühenden Citronen- und Orangenbäumen besetzt; und Benjamin konnte nicht unterlassen, einen Freudensprung zu machen, als er in die duftenden Hallen trat; er träumte sich schon in Italien.

Ein reichgekleideter Lakai führte sie eine breite Marmortreppe hinan, durch mehrere prächtige, mit meisterhaften Gemälden ausgezierte Zimmer, öffnete endlich eine Thür, und ließ sie eintreten. Sie befanden sich in dem herrlich und zweckmäßig eingerichteten Atelier des Hofmalers.

„Da sind wir!" sprach der Leibarzt, und mit dem Ausruf: „Eh! willkommen! guten Morgen, Doctor!" sprang der Maler ihnen entgegen. Der Medicus hatte Recht gehabt; die beiden Maler waren sich in keinem Stücke gleich!

Denke Dir, lieber Leser, eine bewegliche, höchstens vier Schuh hohe Gestalt, aber von starkem Knochenbau, und sehr muskulös, mit einem Spitzbauch, und großen Händen und Füßen. Der ebenfalls mehr große als kleine, mit krausem, röthlichem Haar bewachsene Kopf steckt tief zwischen den Schultern, über das ganze, breite, vollwangige, beunterkinnte, gleißende Gesicht, mit der aufgestülpten, schon etwas kupfrigen Nase, und den kleinen, grünen, verschmitzt-blinzelnden-ewigselig-betrunknen Aeuglein ist eine ungemeine Behaglichkeit verbreitet, besonders, wenn der kleine Mann (was er oft thut) mit der Zunge über die Lippen fährt, als wolle er da den Champagnerschaum ablecken. Die Kleidung des Mannes ist fein, aber äußerst nachlässig, er mag ungefähr 40 bis 45 Jahre zählen. Denke Dir, lieber Leser, einen solchen Mann, und Du hast den Hofmaler leibhaft vor Dir. (Da ich ihn Dir so meisterhaft beschrieben habe, wird es Dir keine Mühe kosten.)

„Na Doctor!" rief der Maler, nachdem er ihn und den Benjamin eingeladen hatte, sich zu

setzen, „Na! wo hat Sie der Teufel denn so lange gehabt?"

„Bei einem Heiligen!" platzte Benjamin vorlaut heraus.

„Hehehehe! bei dem Galleriedirector? Ist das mein Zukünftiger, Doctor?"

„Ihr Eleve Benjamin!" bejahte der Medicus. „Ein muntres Bürschchen! 's ist recht so! aus denen wird in der Regel immer was Tüchtiges. Der Emil (so hieß der Sohn des Galleriedirectors) ist ein Duckmäuser wie sein Alter, und wird all sein Lebtag kein ordentlicher Kerl werden. Sie" (er wandte sich zu Benjamin) „werden's bald satt bei ihm bekommen, und das soll mich freuen; dann können Sie ganz bei mir arbeiten. Ich hab' gehört, Sie malen schon in Oel; will sehen was Sie können; wenn ich Sie brauchen kann, sollen Sie mir mit bei meinen Arbeiten helfen; denn ich habe niederträchtig viel auf dem Halse! denken Sie 'mal" (wandte er sich wieder zum Medicus) „da schickt mir heute die Fürstin Mutter ihr Portrait, es ist ein köstliches Stück Arbeit von Isabey, mit dem verrückten Befehl: sieben Copieen davon zu machen. Sie will sie nämlich verschenken, und ich muß, straf mich Gott! die alte Schnurre siebenmal abpinseln. Siebenmal! es ist zum Tödten!"

„Ei so schweigen Sie doch!“ rief der Leibarzt, „Sie reden sich sonst noch um den Hals!“

„Warum nicht gar!“ lachte der Hofmaler, „mein kleiner Schüler da“ (der kleine Schüler war einen Kopf größer wie der Meister) „wird mich doch nicht verrathen, und Sie? Doctorchen! ich denke, wir kennen uns! oder glauben Sie: ich müßte nicht um die Geschichte mit dem Prinzen Arnulph.

Der Leibarzt wurde blaß und roth, und stieß den Maler heimlich, aber nicht eben sanft in die Seite. „Nun ja,“ brummte dieser, „ich bin stumm!“ aber plötzlich sprang er auf, und schrie: „Ihr müßt mit mir trinken, bleibt sitzen, ich komme gleich wieder!“ und schoß zur Thür hinaus.

Benjamin saß da wie verrathen und verkauft, und der Leibarzt, der es bemerkte, sprach lächelnd, aber mit unterdrücktem Aerger: „Mit dem Hofmaler ist oft kein Auskommen, indem er voller Indiscretion Alles durcheinanderschwatzt, was ihm eben durch den Kopf fährt, ohne sich darum zu kümmern, ob es einen Dritten betrifft, und wer dieser Dritte sei, die Geschichte mit dem Prinzen Arnulph, deren er so unbesonnen erwähnte, ist gewissermaßen ein Staatsgeheimniß, ja, vielleicht ist an dem Nichtbekanntwerden derselben noch mehr gelegen, als an dem eines wirklichen, gewöhnlichen

Staatsgeheimnisses, indem mehrere allerhöchste Personen jedenfalls auf's Aeußerste dadurch compromittirt würden, ich muß daher von Ihnen fordern: kein Wort von unserm Gespräche, gegen wen es auch sei, laut werden zu lassen."

„Das versteht sich ohnehin von selbst," versetzte Benjamin. Indem trat der Hofmaler wieder in's Zimmer, nahm den Leibarzt unter den einen, unsern Helden unter den andern Arm, und sprach freundlich-schmunzelnd, indem er lüstern mit der Zunge über die Lippen fuhr und die Aeuglein zusammenkniff: „Nun wollen wir trinken." Somit führte er sie in einen schönen Saal, in dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen befindlich, welcher eine angenehme Kühle verbreitete, vor den großen offnen Fenstern standen, wie an allen andern schicklichen Orten, Orangenbäume, kurz, es war ein Aufenthalt, wie der ärgste Epikuräer ihn sich nicht besser wünschen könnte. Der Hofmaler führte seine Gäste im Marschschritt bis vor das Becken des Springbrunnens; hier rief er: „halt!" deutete freundlich hinein, wo mitten im Wasser ein Korb mit Weinflaschen stand, und forderte sie auf, indem er ihnen mit gutem Beispiel voranging, sich Jeder eine Flasche herauszulangen; dann führte er sie zu einem prächtigen Sopha, vor welchem ein zierliches Pfeilertischchen mit Confect, Früchten und Gläsern

servirt stand; und rief, indem er schon trank: „Nun trinkt!"

Man trank, und wurde sehr heiter, der Hofmaler besonders brachte viele lustige Schnurren vor; unter andern erzählte er von seinem Farbenreiber, Daniel, wie derselbe ihm eine lange Zeit über den Wein aus dem Keller gestohlen, und demohngeachtet nichts als Wasser getrunken habe.

„Also verkaufte er den Wein?" fragte Benjamin.

„Nein."

„Oder verschenkte er ihn an Arme, und machte es wie jener Heilige, der das Leder zu den Schuhen stahl, und solche ebenfalls an die Armen verschenkte?

„Hehehe! auch nicht."

„Was that er denn damit?"

„Hehehe! das ist eben der Spaß, sehn Sie: der Kerl hat immer Durst, und kann nie genug kriegen; ist aber, obschon ein armer Teufel, doch ein abscheulicher Geizhals. Da kommt er denn auf die confuse Idee von einem Gedanken, und stiehlt mir meinen Wein, und legt sich einen ordentlichen Flaschenkeller für die Zukunft an, und trinkt dabei, wie gesagt, jämmerliches Brunnenwasser; endlich komme ich dahinter, und ich denke, ich soll ersticken vor Lachen; aber was thu ich? Ich schick' ihn eines Tages mit einem weitläufigen Auftrag aus,

und laß ihm unterdessen sein ganzes schönes Weinlager confisciren, und dafür eine gleiche Anzahl Flaschen, mit Wasser gefüllt, hinlegen. Was er für einen Schreck gekriegt hat, als er hinter den Streich gekommen, können Sie sich denken; das Lustigste dabei war: er durfte sich seinen Gram nicht einmal merken lassen, und meinen Keller nahm ich jetzt zu gut in Acht, als daß er seinen Verlust wieder hätte ersetzen können. Endlich aber dauerte er mich doch, denn er war ganz melancholisch geworden. Ich nahm ihn also vor, und sagte: Daniel! sei kein Esel! einen eignen Keller kann ich Dir nicht statuiren; aber willst Du täglich Deine Portion trinken, so sollst Du sie haben; das hat er denn angenommen! aber troß dem ist er noch so auf einen eignen Keller versessen, daß er sich jeden Tropfen, wo er nur kann, vom Munde abspart, und, der Teufel weiß wohin? zu Neste trägt. Ja, er ist mir schon etliche Mal mit hochaufgeblasenen Backen in den Wurf gekommen, wie er den Wein à la Hamster über die Gränze schmuggeln wollte; aber ich hatte dann immer etwas zu fragen, so daß er den Wein hinunterschlucken mußte, zu seinem größten Verdruß."

Der Leibarzt und Benjamin lachten, und der Letztere fragte: „Ist etwa der kleine, magere, verdrießlichaussehende Mann mit der langen Nase,

den krebsartigen Armen, im froschgrünen Rock, kirschfarbigen kurzen Beinkleidern —"

„Hehehe!" fiel der Hofmaler ihm lachend in's Wort, „Sie haben sich ihn gut gemerkt! ganz Recht! dieser nämliche kleine Knirps ist mein Wein-Harpagon."

„O köstlich!" rief Benjamin, riß seine Schreibtafel hervor, und huschte mit etlichen kecken Strichen das nebenstehende Bildchen hin, den Hofmaler vorstellend, wie er den Weinschmuggler à la Hamster ertappt; beide Figuren sind frappant getroffen.

Der Hofmaler, als ihm Benjamin das Blättchen reichte, riß seine Aeuglein so weit auf, wie es nur immer möglich war, und rief dann, nachdem er es mit geübtem Blick betrachtet, voll Verwunderung und Beifall, indem er „seinen" Zukünftigen derb auf die Achseln klopfte: „Sackerlot! das ist brav! Sie haben den Rummel weg! und es soll schon ein tüchtiger Kerl aus Ihnen werden, das Bildchen darf ich doch behalten?"

„O wie gern!" versetzte Benjamin; und gewann den Kleinen schon recht lieb. Der Leibarzt aber lächelte und sprach: „Benjamin hat noch einen guten Vorrath von derlei Bildern, so daß sich füglich drei Bücher damit anfüllen ließen."

„Die müssen Sie herausgeben!" rief der Maler.


Der Weis
Harpago



„Ich denke wirklich daran," entgegnete der Medicus, „und wer weiß, was geschieht! wenn sich nur irgendwo ein Verleger findet."

„I so schicken Sie sie doch nur nach Hamburg an den berühmten Buchhändler —"

Indem öffnete sich die Saalthür, welche nach dem Garten führte, und herein trat ein Mädchen, ein Engel, eine Göttin; Alle drei in einer Person.

Soll ich Dir, lieber Leser, beschreiben, wie sie aussah? Gehorsamer Diener! das laß ich bleiben! ich würde dann die Vorstellung, welche die Namen: Engel und Göttin in Dir vielleicht schon erregt haben, nur wieder verwässern, und Dir bliebe höchstens noch das Bild eines gewöhnlichen hübschen Mädchens übrig. Wie weit wärst Du dann aber davon entfernt, den wunderbaren Eindruck beurtheilen zu können, den Angela's Erscheinen erregte, wo sie erschien! Der ganze holde Zauber weiblicher Anmuth war über die Engelsgestalt verbreitet, und in dem zarten, etwas blassen Gesichte, den großen dunkelbraunen Augen, in dem Lächeln des einer eben entfalteten Rosenknospe gleichenden Mundes lag so unendlich viel Göttliches (ich rede hier von dem Altgöttlichen) Himmlisch-Sündiges, ach! und was sonst noch Alles! daß es unmöglich schien, sie zu sehn und

nicht bekehrt zu werden, entweder zum Heiligen, oder zum Unheiligen.

Was unsern Freund betraf, so schien er in jenem Momente, wo er sie erblickte, wie vom Blitz getroffen; in dem darauf folgenden aber schwebte er sichtlich zwischen Heilig und Unheilig.

Angela näherte sich unbefangen, verbeugte sich zierlich gegen den Leibarzt, den sie mit einer Sirenenstimme als einen alten Bekannten begrüßte, dann gegen Benjamin, auf welchen sie fragend ihre Blicke heftete. Er erröthete und schlug die seinigen zu Boden.

„Herr Benjamin," rief der Maler, ihn vorstellend; „ein neuer Schüler von mir!" und dann sie unserm Helden präsentirend, „Meine Cousine Angela, eine Kunstverwandte obendrein! malt schon recht hübsche Sachen; nun! Ihr könnt jetzt um die Wette arbeiten."

Angela reichte unserm Helden ihre schöne Hand, er drückte sie zitternd an seine brennenden Lippen, sie lächelte, und heftete einen langen, wohlwollenden Blick auf ihn, der Maler lachte, und rief: „Hehe! das geht ja prächtig!" aber der Medicus brach rasch auf, indem er sagte: „Es ist Zeit, daß wir gehen."

„Wann kommen Sie wieder, Benjamin?" fragte der Maler.

„Morgen!" gab Benjamin zur Antwort.

„Nicht doch!" corrigirte der Leibarzt, wie es schien, frappirt: „Morgen sind Sie ja bei dem Galleriedirector."

„Ja so! nun, dann übermorgen!"

„Uebermorgen!" wiederholte Angela.

Der Medicus und Benjamin empfahlen sich.

Als Benjamin und der Leibarzt sich wieder in der Studirstube des Letztern befanden, waren Beide, wider ihre sonstige Gewohnheit, sehr einsylbig; Benjamin gestand: daß ihm der Hofmaler vortheilhafter erschienen sei, als er nach der Schilderung des Leibarztes erwartet hätte, wenigstens wäre er, mit dem Galleriedirector verglichen, Tag.

„Freilich, Tag!" versetzte der Medicus ironisch. Er wird von seiner Sonne beleuchtet. Wie gefiel Ihnen seine Maitresse?"

„Wer?"

„Angela."

Benjamin erbleichte.

Der Leibarzt verließ lächelnd das Zimmer.

Das dritte Kapitel.

Benjamins Lehrstunden — Angela. Die Favoritin. Benjamin wird bei Hofe bekannt, und bekommt einen Freund.

Wir finden unsern Helden dermalen in voller Arbeit und zwar im Atelier des Hofmalers. Nach Angabe des Leibarztes nämlich hatte er zwar den Galleriedirector eine Zeitlang besucht, und für Arbeit Lust und guten Willen mitgebracht, aber die pedantische kalte Lehrart Wimmers und das finstere, mönchische Leben in seinem Hause konnten dem feurigen Benjamin nicht zusagen, der in der Natur allein das Höchste der Kunst fand; und als vollends Vater und Sohn darauf hinarbeiten wollten, „das Weltkind" zu bekehren, da blieb er weg, und kehrte sich nicht an die frommen Weherufe und Verwünschungen, welche ihm nachgesandt wurden.

Für seine Kunstausbildung war dies ohnstreitig der größte Gewinn; denn der Hofmaler (und bei dieser Gelegenheit entdeckte er, wie wenig auf die Kunsturtheile des Medicus zu geben sei) war ein ausgezeichneter und in vieler Hinsicht wahrhaft genialer Künstler, und seine Beschränktheit als Mensch war mehr seiner vernachlässigten Erziehung und den schlechten Gesellschaften, worin er sich herumtummelte, als seinen Naturanlagen beizumessen.

Gegen Benjamin bewies er sich außerordentlich gütig, und zwar auf eine Art, die der Behauptung des Leibarztes: es geschähe aus kleinlichem Eigennutz, geradezu widersprach — überhaupt fing das Betragen des Letzteren an, ihm verdächtig zu werden — die Antipathie, welche er vom ersten Augenblick an gegen diesen Mann gehabt hatte, und die bisher nur auf Momente gewichen war, nahm jetzt immer mehr zu — seine Vertraulichkeit war ihm im höchsten Grade zuwider — und ziemlich ungeschliffen hat er sich dieses merken lassen, aber sollte man es glauben: der Leibarzt schien es zu ignoriren und blieb vertraulich.

„Angela ist unschuldig!" rief Benjamin, nachdem er acht Wochen im Hause des Hofmalers gearbeitet, und nebenbei das schöne Mädchen mit

Argusaugen beobachtet hatte, „Angela ist unschuldig, und der Leibarzt ein Verläumder! O Angela!"

Er liebte sie.

Und Liebe zu dem süßen Kinde und Liebe zu seiner Kunst durchglühten und begeisterten ihn, er mußte ein großer Künstler werden.

Du schüttelst den Kopf, lieber Leser; Du schmälst, schöne Leserin (wenn Ihr anders mein Büchlein nicht schon längst bei Seite geworfen habt). Ich habe zu Ende des ersten Buchs gesagt: mit der Liebe sei es im Leben meines Helden vorbei! und hier liebt er schon wieder —

Schon wieder! Weißt Du, lieber Leser, was das zu bedeuten hat?! Wenn es bei der Liebe „schon wieder" heißt, so ist das ganz etwas Andres, als wenn ich, per Exempel, zu meinem Verleger, dem Herrn Julius Campe, gehe, und Vorschuß verlange, und er, nachdem er bei Laune ist, schmunzelnd oder ärgerlich-lachend ausruft: Schon wieder? Ich versichere Dich, lieber Leser, es ist etwas ganz Andres! denn ich bekomme meinen verlangten Vorschuß, und die Ducaten mögen nun 1730 oder 1830 gemünzt sein, so kümmert mich das nicht; denn sie sind sich völlig gleich; jeder gilt, wenn der Cours gut steht, sieben Mark und acht Schillinge voll, wovon nur ein Schilling Abzugsgeld geht.

Heißt es aber bei der Liebe „schon wieder!“ o, lieben Freunde! da verliert Ihr mindestens Funfzig vom Hundert, wenn Ihr nicht gar mit falscher Münze angeschmiert werdet. Wir werden sehen, wie es unserm Helden ergeht, nur vergeßt es ja nicht: „einmal ward es ihm gut.“

Also: Benjamin liebte, und was er that und dachte, es blieb immer der Refrain: „Kunst und Angela! Angela und Kunst!“

Vergiß auch nicht, lieber Leser, daß Angela selber Malerin war!

Und eben deshalb dürfen wir unserm Benjamin das: „schon wieder“ nicht zu strenge anrechnen, und hättest Du, ich spreche zu Dir, lieber Leser! hättest Du die schöne Angela nur einmal so vor der Staffelei gesehen, im leichten, idealischen Negligé, den stolzen schneeweißen Nacken von dunklen Locken umwallt, halb vorgebeugt nach dem Bilde, eine sanfte Röthe auf dem sonst etwas blassen, edlen Gesichte, den rosigen, halbgeöffnet leise-athmenden Mund, und endlich, ach, die Augen! die strahlenden Augen! wenn sie „der seidnen Wimpern dunkle Nacht“ erhob — ich wollte einmal sehen, ob Du da kalt geblieben wärst. — Benjamin hatte es erfahren, daß man nicht kalt dabei bleiben könne, und er erfuhr es täglich mehr!

Aber jemehr er dies empfand, um so leichteres

Spiel hatte der liebenswürdige Sennor Diavolo, oder wie der selige Hoffmann sich ausgedrückt haben würde: „der schwarzgefiederte Satan;" und es währte nicht allzulange, da hatte er es gewonnen.

Denn jemehr Benjamin es empfand, welche zaubrische Macht Angela über sein Herz (?) ausübe, um so unwahrscheinlicher mußte es ihm auch erscheinen, daß alle Andern ihr gegenüber kalt bleiben sollten, und nun vollends der Hofmaler, der feurige, in steter Weinlaune jubilirende Hofmaler, und Benjamin — er ärgerte sich über seine verdammte Schüchternheit — Angela war mehr als lebhaft, oft ausgelassen-muthwillig, folglich konnte sie dem Hofmaler gar nicht gram sein, im Gegentheil: sie mußte ihm gut sein, und wenn Dir ein Mädchen erst gut ist — und sind ihnen dann nicht oft die häßlichsten Männer die liebsten, und so gar häßlich war der Hofmaler doch noch immer nicht — O verdammt,

„Wenn die Maid, die wir rein und vergötternd geliebt,
„Sich dem kühneren Buhlen zu eigen ergiebt,
„Da faßt Eifersucht — — —"

hast Du erfahren, lieber Leser, was Eifersucht ist, und wie Einem dabei zu Muthe ist?

Benjamin erfuhr es jetzt.

Siehst Du, lieber Leser, daß es mit der rechten ächten Liebe vorbei war! —

„Ich will Gewißheit haben!“ sprach unser Held, aber er wußte noch nicht, wie er sie bekommen sollte.

Der Teufel jedoch, ein großer Freund der Wahrheit, wenn er sie gebrauchen kann, ließ es geschehen, daß in demselben Augenblicke, als Benjamin die Worte sprach, der edle Daniel mit hochaufgeblasenen Backen durch's Zimmer ging. (Der geneigte Leser weiß, was die aufgeblasenen Backen zu bedeuten haben.)

Benjamins Entschluß war gefaßt. „Daniel!“ rief er.

Daniel stand.

„Sag' Er mir, lieber Daniel —“

Daniel wollte davonlaufen; aber Benjamin erwischte ihn beim Rockschooß, und zog ihn zurück. Daniel vergaß sich, schrie auf, und ein rother Weinbach strömte aus seinem Munde auf den blanken Fußboden des Zimmers.

„Na! da haben wir's!“ rief er sehr ärgerlich, und schnitt unserm Helden ein grimmiges Gesicht.

Benjamin lachte, und versprach ihm den Schaden wieder zu ersetzen, und es bei dem Herrn dahin zu bringen, daß der gute Daniel nach Gefallen mit seiner Weinportion schalten könne. „Ja Daniel!“ schloß er, „wenn Er mir ehrlich und wahr

antwortet, so verspreche ich ihm alle Sonntage eine ganze Flasche; aber jetzt sag' Er mir —"

„Wo wollen Sie denn den Wein herbekommen, mein werther Herr Benjamin?" fragte Daniel, indem er vergnügt mit den Schultern zuckte, und die knöchernen Hände rieb, daß sie knarrten und quitschten, wie eine ungeschmierte Thürangel.

„Ei nun! ich kaufe ihn —"

„In selbsteigner Person?"

„Nun ja doch."

„O du meine himmlische Güte! das wär' zu viel! nein! das kann ich von dem jungen Herrn nicht verlangen."

„Mach' Er keine Umstände, und antwort' Er mir."

„Nein! nein!" wiederholte der zartsinnige Daniel, „das wäre eine declamante Unbescheidenheit von meiner Seite, wenn ich das zugeben könnte, daß ein so geschickter Maler, wie der junge Herr sind, für mich, der ich nur ein armer simpler Farbenreiber bin, nach dem Weinkeller laufen sollten, ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, und daß ich mich in der gehörigen Speckpertiefe zu verhalten habe."

„Nun denn, in's Teufels Namen!" rief Benjamin ärgerlich, „so kann Er sich den Wein selbst

holen, ich will Ihm das Geld geben, aber antwort' Er mir nur! —"

„Ihnen zu dienen!" versetzte Daniel seelenvergnügt, „auf diese Art wird Ihre Ehre nicht despectirt, denn es taugt nichts, wenn ein junger Mensch, wie Sie, den Weinkeller besucht, es giebt einen bösen Leumund unter den neidischen Menschen, wenn Sie auch keinen Tropfen auf die Zunge nehmen, und das sollte mich um so mehr grämen, als ich weiß, welch ein tugendhafter und nüchterner junger Mann Sie sind, und ich würde mir es nie vergeben können: die dirigente Veranlassung zu so mauwasirischem Urtheil über Ihre werthe Personage und sonstigen Maritten gegeben zu haben. Ist es Ihnen also Ernst, mir ein schöneröse Wohlthätigkeit zu erzeigen, so können Sie mir nur, wenn es Ihnen desbonibele ist, das baare Trinkgeld für den zu kaufenden Wein geben, wo ich ihn mir dann in der Dämmerungsstunde selber holen werde, die Bouteille kostet acht gute Groschen! —"

„Hier ist ein Thaler," rief Benjamin, und warf ihm das Geld (es war sein ganzer Reichthum) hin. „Aber jetzt hör' Er auf, und antwort' Er mir, sonst bleiben wir keine Freunde."

Daniel machte einen Freudensprung, daß ihm die Rockschößen um die Ohren flogen, und rief dann

im hohen Falsetton: „Fragen Sie, lieber Herr Benjamin! fragen Sie! spannen Sie mich meinetwegen auf die Trottur, ich werde Ihnen antworten, so gut ich es mit meinem geringen Verstande vermag; ich bin der Ihrige bis zum letzten Athemzuge meiner unsterblichen Seele."

„Gut," entgegnete Benjamin, „es soll Sein Schade nicht sein; sag' Er mir also (er schlug die Augen nieder, und seine Stimme wurde leiser und stockend) „was hält Er, oder was denkt Er von dem Fräulein Angela."

Daniel wiegte einige Minuten lang das gedankenschwere Köpfchen von einer Seite zur andern, endlich nahm er eine wichtige Miene an, und sprach, nachdem er sich allerwärts umgesehen hatte, ob auch Niemand ihn belausche, leise und vertraulich, also: „Mein werther Herr Benjamin, darüber ließe sich viel sagen; ich bin zwar nur ein armer Farbenreiber und muß meine meiste Beobachtungsgabe darauf verwenden, daß mir die Farben weder zu dick noch zu dünn gerathen, und nicht zuviel Bleizucker hinzukommt (der, wie Sie wissen, das Nachdunkeln sehr befördert), aber darum habe ich doch immer meine fünf menschlichen Sinne, so gut wie Einer, und da ich hier im Hause lange genug gewesen bin, so habe ich mir gelegentlich

Dies und Jenes gemerkt, und kann wohl zu seiner Zeit ein Wort darüber reden —"

„Gut, gut! nur zur Sache!"

„Ich bin schon dran, Herr Benjamin! also: Sie werden wohl schon an der Collör des Fräuleins gemerkt haben: daß sie noch eine junge Anfängerin ist; ein erfahrner Mensch wie ich, hat so was gleich weg; denn sehn Sie: was die Collör betrifft, so gehört das in mein Apartemang, weil ich Farbenreiber bin. Sie begreifen das, Herr Benjamin?"

„Ja, ja! nur weiter!"

„Uebrigens ist der Herr Professor ganz der Mann dazu, ihr die Praktik und die Taktik und die Technik und die Theoretik gehörig beizubringen; und das muß wahr sein: sie hat eine unmenschliche Pension für die Sache; und daher meine ich: daß, wenn sie auch nur zu dem schönen oder weiblichen und zerbrechlichen Geschlecht gehört, sie dennoch immer recht gute Fortschritte machen und eine gute Malerin aus ihr werden kann; denn wenn nur die Kunstliebe und der rechte Unthusiasmus da sind, so kommt das Andre von selbst! und hätte ich nur die rechte Anleitung in meiner Jugend gehabt, so hätte ich wohl auch ein großer Maler werden können, aber ich bin schon seit mei-

ner frühsten Jugend eine vater- und mutterlose Waise, und außer dem lieben Gott im Himmel hatte ich keinen Menschen auf dieser Erde, der mir aus der Patsche geholfen hätte." —

„Was Henker! was schwatzt Er denn?" unterbrach ihn Benjamin sehr erstaunt.

„I nu," versetzte Daniel, „ich sagte Ihnen nur meine bescheidne Meinung über die Kunstlamente der Mamsell Angela."

„Aber, mein Gott! danach habe ich ja gar nicht gefragt!" rief Benjamin ärgerlich.

„Nicht?!" dehnte Daniel, und machte ein Schafsgesicht, „wonach haben Sie aber denn gefragt?"

„Ich wollte wissen," entgegnete Benjamin, „ob, ob an dem Gerüchte etwas Wahres ist."

„An welchem Gerüchte?"

„Antwort Er mir! In welchen Verhältnissen steht das Fräulein zu dem Hofmaler?"

Daniel sprang auf, und ließ vor Schrecken den Thaler, welchen er in der Hand hatte, zu Boden fallen, bückte sich aber schnell, ihn wieder aufzuheben, und sprach dann kleinlaut, indem er ihn in die Tasche schob: „Mein bester Herr Benjamin! darauf kann ich Ihnen nicht dienen, das ist eine kitzliche Sache, und wenn ich davon reden

wollte, so könnte ich leicht mir nichts, dir nichts aus Amt und Brot weggejagt werden."

„Ich werde Ihn nicht verrathen!"

„Das weiß ich wohl, wie sollt' es mir auch beikommen, Sie für einen so respectabeln Filou zu halten."

„Gut! so red' Er."

„Bin nicht cumpabel, bester Herr Benjamin! die Sache ist gar zu moviés!"

„Daniel!" rief Benjamin, „diesen Abend noch erhält Er eine Flasche Liebfrauenmilch, wenn Er antwortet! In welchem Verhältnisse steht Angela zu dem Hofmaler?"

Daniel war in einer entsetzlichen Verlegenheit! Jede Woche eine Flasche Wein, und diesen Abend eine extra — aber dagegen: seine Furcht verrathen und aus dem Dienst gejagt zu werden! — lange dauerte der Kampf, der Angstschweiß troff ihm von der Stirne, er ächzte und stöhnte, zuckte mit den Achseln, und rieb sich die Hände wund; endlich aber siegten sein Geiz und seine Lüsternheit; er ergriff einen Malerstock, stellte sich pathetisch mitten in's Zimmer, hielt den Stock ausgestreckt in der rechten Hand, und sprach feierlich: „Treten Sie herzu, Herr Benjamin! und schwören Sie mir

einen körperlichen und einen geistlichen Eid, daß Sie mich nie verrathen wollen."

„Daniel!" lachte Benjamin, „Daniel, sei Er kein Narr! wie sollt' ich Ihn verrathen?"

„Ich bitte Sie um Gottes willen!" flehte Daniel, „schwören Sie! machen Sie die Narrheit mit, damit ich mein Gewissen beruhige; was ist es denn weiter? einen kleinen Eid kann man ja doch wohl schwören; es soll Sie ja Nichts kosten; bitte! schwören Sie!"

„Meinethalben denn!" Benjamin schwur.

„Wohl!" sprach Daniel leise und vertraulich, „so hören Sie denn: Mamsel Angela ist," er sah sich ängstlich um, und flüsterte dann kaum hörbar: „Mamsell Angela ist des Herrn Hofmalers Kaffebinne!" damit schoß er aus dem Zimmer, steckte jedoch sogleich den Kopf wieder zur Thür herein, und rief: „Vergessen Sie nur die Liebfrauenmilch nicht!" dann aber lief er auch, als wären zehntausend Teufel hinter ihm her.

Benjamin setzte sich ruhig an seine Staffelei und malte emsig, und als der Hofmaler nach Hause kam und seine Arbeit sah, stand er mit freudefunkelnden Augen davor; Benjamin hatte noch nie so gut gemalt als heute.

Nur ein ganz kleines Extrablättchen.

Ein hochmüthiger Leser, oder ein phlegmatischer, ruft vielleicht, nachdem er Vorstehendes gelesen: „Bravo, Benjamin! Du hältst die Probe wie ein wackrer Kerl aus!“ und glaubt Wunder, wie gut es dem armen Benjamin jetzt sein müsse. Soll ich meine Meinung sagen? Ich wollte: mein Held hätte sich ausgeheult, wie ein altes Weib! aber leider hat er (mit meinem lieben Heine zu reden) keine einzige Thräne geweint, nicht eine einzige Thräne! —

Benjamin! das bricht Dir den Hals!

Ende des Extrablättchens.

Ueber dem Schloßpark stand der Mond, und sandte sein mildes Licht herab, für empfindsame Seelen und Verliebte. In dem Schloßpark wandelte einsam ein junger Mensch, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, die Arme in einander verschlungen, als dächte er über die tiefsinnigsten Dinge nach, aber aufrichtig zu gestehen, er dachte gar nichts, denn das Herz war ihm voll. —

Es ist eine eigne, launische Sache um ein volles Herz; denn es geht so viel und vielerlei hinein, gerechter Gott! was ist nicht schon Alles in meinem Herzen ein- und auspassirt?! könnt' ich eine Thorsperre dabei anlegen, wie die Hamburger, und setzte ich auch nur die halbe Taxe fest, ich wär' ein reicher Mann!

Aber wieder auf den jungen Menschen zurückzukommen, der niemand Anders als unser Freund Benjamin war. Er wandelte, und dachte Nichts, und fühlte Viel, und seufzte nicht, und sprach nicht — ein verstockter Bursche!

Er stieg eine kleine Anhöhe hinauf, von der man die Aussicht über einen klaren See und einen großen Theil des Gartens hätte, oben stand eine Laube von Jasmin und Myrtenstauden, es war sein Lieblingsplätzchen.

Als er vor der Laube stand, schimmerte ihm durch's Gesträuch eine weibliche, weißgekleidete Gestalt entgegen, unwillkürlich trat er noch einen Schritt näher, er dachte jetzt — und zwar an die nächtliche Erscheinung in Liebenau, und — jetzt seufzte er — Contantement!

Als die Gestalt in der Laube seine Tritte vernahm, und vielleicht auch seinen Seufzer, trat sie heraus. Es war die schöne, blonde 25jährige Gräfin St. Leon, die Favoritin des Fürsten.

Es war gut, daß Benjamin im Schatten stand, und sie im Lichte, so daß sie nicht sogleich seine Züge erkennen konnte; denn in demselben Augenblick, als er sie erkannte, zuckte ein wahrhaft infernalisches Lächeln über sein Gesicht, und sein Mund verzog sich so verächtlich, als wolle er sagen: Immer muß ich mit einer — zusammentreffen. —

„Ei sieh da!" begrüßte ihn freundlich die Gräfin, „Monsieur Benjamin! und so einsam? und so in Gedanken?"

„Ohne Gedanken, gnädige Frau!"

„Das sollen Sie mir nicht aufreden! Sagen Sie's lieber frei heraus: es waren geheime Gedanken, man kennt Sie schon!"

„Mich?"

„Das scheint Ihnen unmöglich? es scheint Manchem so, und dennoch ist es; man kennt Sie! zum Beispiel, ich; aber zürnen Sie mir deshalb nicht, ich will es Ihnen gern einräumen, es hat mich Zeit und Mühe genug gekostet, Sie kennen zu lernen."

„O der verlornen Zeit und Mühe! Sie hätten es leichter haben können; denn ich verstelle mich nie."

„Wie lange sind Sie schon in der Residenz?"

„Drei Monate."

„Sie haben es schon weit gebracht!"

„Wie so?"

„Wie man es nimmt! à propos! der Leibarzt sagte: Sie hätten ein Festspiel verfertigt zum Geburtstage des Fürsten?"

„Der Intendant des Theaters ersuchte mich darum."

„Kann ich das Vergnügen haben, Sie während der Aufführung in meiner Loge zu sehen?"

Benjamin erschrak; aber er durfte es nicht abschlagen, er sagte zu.

„Und noch eins! Sie müssen mich malen."

„Verzeihen Sie, Gräfin — ich — bin noch zu ungeübt —"

„Nicht doch! ich habe das Portrait der schönen Angela, von Ihrer Hand gemalt, in meiner Sammlung; der Hofmaler hat es mir geschenkt. Wann wollen Sie mich malen?“

„Wenn Sie befehlen!“ stotterte der Arme.

Die Gräfin lächelte und sprach: „Ich bin unverschämt in meinen Forderungen! aber ich weiß, wie man es machen muß, wenn man von Ihnen eine Gunst — erhalten will —“ sie hing sich an seinen Arm, und ging ihrer Wohnung zu, die am Ende des Parks, dem Schlosse gegenüber, lag; vor der Hausthür sprach sie: „Nun! dies ist meine Wohnung, ich bitte: sie sich zu merken, damit Sie nicht fehlgehen, wenn Sie kommen mich zu malen.“ Sie reichte ihm die Hand zum Abschiede, Benjamin wollte sie küssen, in demselben Augenblicke verlor die Gräfin ihre Busenschleife, sie bückte sich, diese aufzuheben, und Benjamins Lippen berührten statt der Hand den schönsten Busen des schönsten Weibes. — Da flammte die verderbliche Gluth hoch auf in seinem Innern, und wild und kühn umschlang er die sich sanft Sträubende und wiederholte seinen Raub.

„Benjamin!“ flüsterte die Gräfin, und entwand sich seinen Armen, „gehen Sie jetzt! Morgen sehen wir uns wieder!“

„Ich gehe,“ rief Benjamin; und schlang von neuem vest den Arm um sie.

Da lachte sie, leise, leise — „Kannte ich Dich, oder kannte ich Dich nicht?“ —

Der Morgen dämmerte, als Benjamin — aus ihrer Wohnung — durch den Park nach Hause schlich.

Am Morgen nach dem Geburtstage des Fürsten pochte es an seine Thür, und auf sein „Herein!“ trat ein kleiner, starkverwachsener Mann, schwarz gekleidet, zierlich frisirt, den Klapphut unterm Arm, einen Stahldegen an der Seite und eine goldene Brille auf der (einem Papagaienschnabel ähnlichen) Nase in's Zimmer.

Verdutzt sprang Benjamin auf, ihm entgegen; es war der Herr von Fichtenstein, Maître de plaisir des Fürsten.

„Ich komme,“ näselte der kleine Mann, „ich komme im Auftrage unsers allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn.“

Benjamin machte eine stumme Verbeugung.

„Seine Durchlaucht haben allergnädigst geruht, mir den Auftrag zu ertheilen, Ihre allerhöchste Zufriedenheit mit der von Ihnen, in Ihrem gestern aufgeführten Festspiel ausgesprochenen

Verehrung für die geheiligte Person Sr. Durchlaucht, so wie auch für das ganze hohe fürstliche Haus, Ihnen kund zu thun, und außer diesem Brillantring noch beifolgend hundert Ducaten, als ein Zeichen des allerhöchsten Wohlwollens Seiner Durchlaucht, Ihnen zu überreichen."

Mit einem Ernst, wie man ihn von einem Benjamin, nach Anhörung einer solch verwunderlichen Rede kaum hätte erwarten mögen, stattete er dem **Maître de plaisir** seinen ehrfurchtsvollen Dank für das fürstliche Geschenk ab, und wagte die Bitte: daß es ihm vergönnt werden möge, solchen persönlich dem durchlauchtigsten Landesherrn für die ihm erzeigte Huld und Gnade darbringen zu dürfen.

„Werde nicht verfehlen," sprach der Baron feierlich, „dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Ihren Wunsch pflichtschuldigst und geziemend vorzutragen, wo ich dann nicht zweifle, daß Höchstdieselben allergnädigst geruhen werden, Ihrer submissesten Bitte huldreichst zu willfahren." Darauf verbeugte er sich herablassend, wandte unserm Helden den erhabenen Rücken, und schritt aus dem Zimmer, aus dem Hause; von Benjamin bis zur Thür geleitet.

„Gratulire!" rief der Leibarzt lächelnd — „nun, war meine Prophezeihung nicht gut?"

Benjamin gestand das ein, und dankte ihm für seine Theilnahme.

Kaum war er wieder auf seinem Zimmer, so wurde auch schon wieder gepocht, und der Sohn des Theater-Intendanten trat herein; er umarmte unsern Helden, wünschte ihm Glück zu dem Beifall, welchen seine Arbeit bei Hofe erhalten, und erzählte ihm, daß auch sein Vater durch seine Anordnungen beim Feste sich die allerhöchste Zufriedenheit erworben habe, und daß er von dem Fürsten mit einer kostbaren Tabatiere von wenigstens tausend Thaler an Werth beschenkt worden. Endlich schloß er damit, daß sein Vater ihm aufgetragen: den Herrn Benjamin auf diesen Mittag zur Tafel zu laden.

Benjamin sagte mit einem artigen Complimente zu.

„Dann bitte ich Sie gleich mit mir zu kommen," sprach Adolph (so hieß der junge Mann,) „damit ich doch einmal das Vergnügen habe, einen ganzen Tag mit Ihnen zusammen zu sein. Sie glauben nicht, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, Sie kennen mich noch nicht; und Sie, das weiß ich, werden oft verkannt; aber kennten Sie mich, so würden Sie wissen, daß ich es gut meine, und Ihre Vorzüge zu schä-

tzen weiß. Wollte der Himmel, ich hätte Gelegenheit, Ihnen meine Freundschaft und Achtung auf eine recht unzweideutige Art zu beweisen, — Sie sollten Ihren Mann an mir finden!" —

In dem Tone, womit der junge Adolph dies sagte, lag so viel Innigkeit und Wahrheit, daß Benjamin im Innersten bewegt wurde; so hatte noch Keiner seines Alters (Adolph konnte kaum zwei Jahre älter sein,) mit ihm gesprochen — und ein Freund, dem er sich ganz vertrauen könne — das fühlte er, that ihm Noth, besonders jetzt, wo seine Lebensverhältnisse sich zu verwickeln begannen, auf eine für ihn bedrohliche Weise.

Freundlich reichte er daher dem jungen Adolph die Hand, und sprach: „es bedarf keines Beweises, ich glaube Ihnen gern!"

„Ja?" rief Adolph, und schloß ihn freudig in die Arme, „Ja? O Benjamin! könnten Sie mein Freund sein?"

Benjamin sah ihm eine Minute lang scharf in's Auge, und rief dann: „Ich bin es!"

„In Leben und Tod?!"

„Treue Freundschaft!"

Beide Jünglinge drückten einander kräftig die Hand, und sahen sich an mit leuchtenden Blicken; und standen vest und kühn, als wären sie jetzt gewappnet gegen jegliches Ungemach dieser Erde, sie waren Freunde.

Extrablatt.

Du wirst es wohl schon gemerkt haben, lieber Leser, wie es mit meinem Helden seit einiger Zeit, was sein Kunststreben betrifft, so ziemlich bergauf, dahingegen, was sein übriges Leben betrifft, leider! recht tief bergab geht. —

Es ist ein großes Unglück, wenn ein junger Mensch, mit ausgezeichneten geistigen und körperlichen Anlagen begabt, in das wirre Treiben der großen Welt hinausgestoßen wird, bevor sein Charakter die gehörige Festigkeit erlangt hat, welche unumgänglich nothwendig ist, wenn er nicht, ohne Führer, ohne Freund, ohne einen weiblichen Engel zur Seite, nur auf sich selbst angewiesen — entweder zum grimmigsten Menschenhasser ausarten, oder ein Lovelace werden soll.

Wer keinen Freund hat, den liebt kein Mensch! Wer keine tugendhafte Geliebte hat, der achtet kein Weib!

Mit der reinen Liebe — ist es vorbei im Leben meines Helden — und fände er jetzt ein tugendhaftes Mädchen, und liebte sie ihn; er

würde sie nur verderben können. Er hat jetzt einen Freund! und ich hoffe für ihn; denn ich weiß es gewiß: er bleibt dem Schwure der Freundschaft treu!

„Aber, wenn nun Adolphs Treue nicht Stand hält?"

Je nun! dann geht's ihm wie mir: die Weiber, ich vergötterte sie, und sie betrogen mich, und lachten mich aus. Der Freund, o Gott! du weißt es: wie ich nach einem Freund gerungen habe, aber es war umsonst! und ich habe keinen! — keinen! —

„Und was hast Du denn?"

Schmerz, Gram, Zorn, Verachtung! Ein gallichtes Tintenfaß, eine spitze Feder, einen verzerrenden Pinsel! Eine Welt voll Feinde, und ein dummes, albernes, thörichtes Herz voll Liebe!

Wenn ich bei dem Herrn Julius Campe für all das Malheur, was mir widerfuhr, und all den Schmerz, den ich erdulden mußte, um nur dieses einzige Extrablättchen schreiben zu können, eine Rechnung für Schmerzensgeld einreichen wollte — — der würde mir ein schönes Gesicht machen.

Ende des Extrablatts.

Das vierte Kapitel.

Wie Held Benjamin die Historie vom keuschen Joseph malt, und was sich dabei begiebt. — Wie der Leibarzt und Benjamin eine Scene aus Klingers Faust aufführen, und Benjamin das Haus des Doctors verläßt. — Der Verrath. — Benjamin wird aus der Residenz fort versetzt, zu deutsch: gejagt.

„Was malen Sie da wieder?" fragte Angela, und beugte das schöne Haupt über Benjamins Schulter, seine Arbeit zu betrachten.

„Die Geschichte der keuschen Lucretia."

„Des keuschen Joseph, wollen Sie sagen!"

„Ganz Recht! ich irrte mich."

„Trotzkopf!"

Benjamin sprang lachend auf, warf Pinsel, Palette und Malstock zu Boden, und schlang leichtfertig den Arm um das schöne Mädchen,

indem er rief: „Mit dem Trotzen bin ich am Ende, meinen Dank dafür!“

„Wem?“

„Ihnen.“

„Der Gräfin St. Leon!“

„O wahrlich nein! eher dem alten Daniel!“

Angela erröthete. Zorn, Scham und Liebe kämpften in ihrer Brust; die letztere siegte, und sanft und mit Wehmuth sprach sie: „O Benjamin! kennten Sie meine Geschichte —“

„Um Gottes willen! erzählen Sie sie nicht! ich merk' es wohl, es muß eine böse, traurige Geschichte sein, aber ich habe jetzt lustigere Dinge im Kopf — und am Ende, was ist's weiter? — Touchirte Tugend? — O! das kommt oft vor auf dieser argen Welt, der Leibarzt hat Recht —“

„Der Leibarzt!“ rief Angela bitter, „ha, dieser Leibarzt, kennen Sie diesen würdigen Mann? kennen Sie ihn?“

„Noch nicht ganz, schöne Cousine! aber ich habe ihm hinter die Larve geguckt; und wehe ihm, wenn er so ein Dummkopf ist, sie fallen zu lassen, ich will Nichts dazu thun; denn er hat mir genützt, und ich bin nicht undankbar! aber noch einmal: Wehe ihm, wenn er selbst seine Maske fortwirft, er ist dann öffentlich gebrandmarkt, für immer!“

„Auf vierzehn Tage!“ lächelte mitleidig Angela, „hüten Sie sich an ihm zum Ritter zu werden; er steht Ihnen zu hoch und zu vest.“

Benjamins Züge verfinsterten sich. „Das kann wahr sein,“ sprach er, und fuhr mit der Hand über die Stirn, „weg damit!“ Sein Blick fiel auf das Bild, woran er gerade arbeitete, aber sogleich wandte er ihn mit tiefem Unmuth wieder davon ab, schlug die Augen nieder und seufzte: „Es ist Alles nichts!“

„Sie sind unglücklich, Benjamin?“

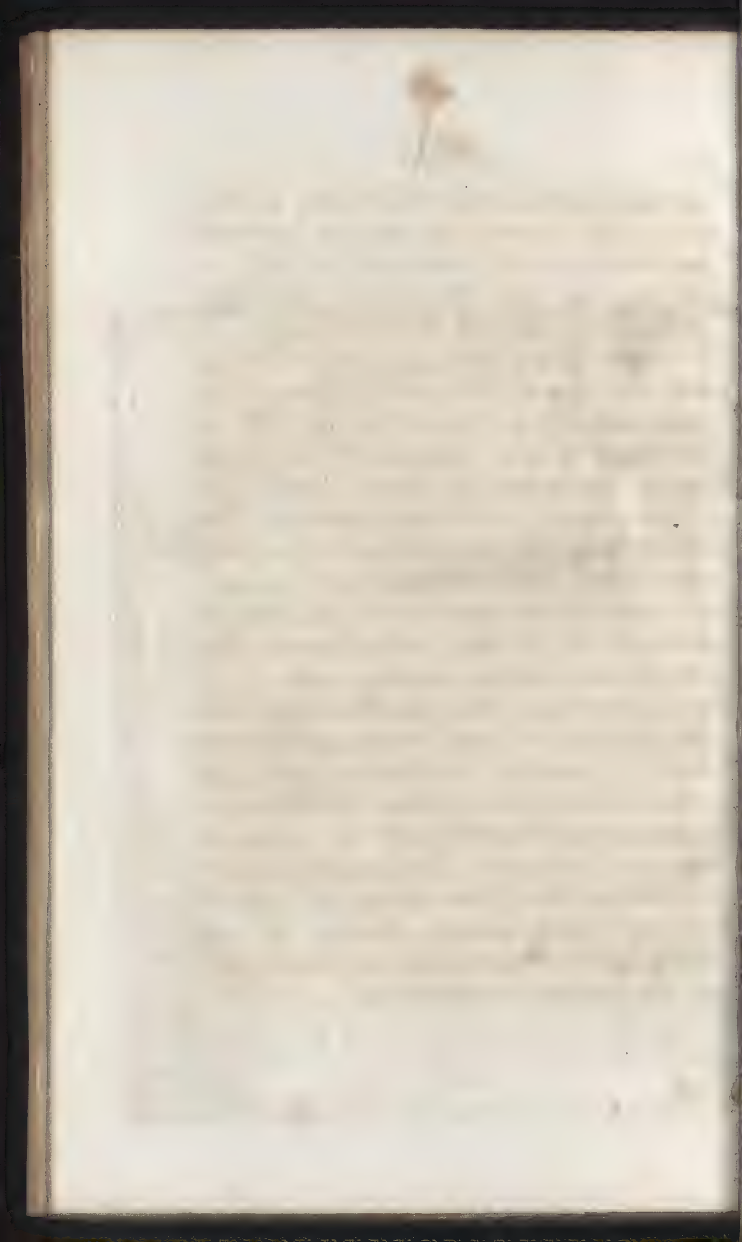
„Nicht doch, ich hatte einen Traum, wer träumt nicht einmal in seinem Leben? — Liebe, Kunst, waren das Thema, und es nahm sich Alles recht hübsch aus, es ist aus damit; ich bin erwacht, und es ist gut so; denn träumend läßt sich nichts erschaffen, was dauert. Ich bin ein großer Narr gewesen, daß ich mich einen Augenblick darüber grämen konnte, aber es soll anders werden! Das Vertrauen zu mir selbst, zu meiner eignen Kraft will ich bewahren. Ich kenne mich jetzt! auf diesem Wege ist nichts für mich zu erlangen, Laune und Zufall, und wenn sich's trifft: auch Glück, das ist das Wahre!“

Er ergriff den Pinsel, und zerstörte das so eben angefangene Gemälde.

„Benjamin! was machen Sie!“ rief Angela, und hielt seine Hand auf.

„Was soll mir der einfältige Joseph?“ entgegnete er. „Es giebt bessere und passendere Vorwürfe für mich, ich will meine eigne Geschichte zeichnen, was für herrliche Figuren kann ich da nicht anbringen! Es ist nur dumm, daß ich ein Deutscher bin und folglich das verdammte Philosophiren nicht lassen kann, wäre ich ein fantastischer Italiener oder ein leichtfertiger Franzose, die Leute kämen dann, wenn sie meine Blätter sähen, entweder nicht aus dem Entzücken, oder nicht aus dem Lachen, aber meine deutschen Zuschauer (ich weiß es im Voraus!) werden, oft ohne meine Schuld gerührt, gelangweilt werden, z. B. wenn ich unsere gegenwärtige Scene zeichnen, und commentiren würde, wie sie sich in diesem Augenblicke wirklich begiebt, denn, sagen Sie selbst: ist es nicht zum Verzweifeln? Da stehen Sie mir dicht gegenüber, das schönste, feurigste Mädchen, und hier, stehe ich, ein grimmiger Liebhaber, ein wahrer brennender Vesuv en miniature, was das Gefühl anbetrifft — und, was thu ich? ich philosophire! O bei Gott! es ist schändlich! Ein Franzose würde zierlich vor Ihnen herumhüpfen, Ihnen zu Füßen fallen, die





schmeichelhaftesten Sottisen sagen, ein Italiener würde Dich anbeten, und an sein brennendes Herz drücken; und ich? Per bacco! ich werde zum Italiener, und bete Dich an, und drücke Dich an mein brennendes Herz!" —

Und er sprang auf sie zu, preßte sie an sein Herz, und küßte sie, und sie wehrte ihm nicht. —

„Das ist denn doch zum Tödten!" rief der hinter ihnen stehende Hofmaler, der so eben mit dem getreuen Daniel in's Zimmer getreten war.

Angela kreischte auf, und sprang zur Thür hinaus, Benjamin lachte: „Nicht böse sein!" und huschte ebenfalls nach Hause.

„Das ist denn doch wirklich zum Tödten!" wiederholte der Hofmaler mit gesteigertem Ton, und sah unserm Helden zornglühend nach.

„Das kommt Ihnen nur so vor, werthester Herr Professor!" nahm Daniel (dessen höchste Gunst Benjamin sich erworben hatte) das Wort. „Das thut nur die pure blinde Einbildung von wegen der Jaluckfie, denken Sie nur daran, wie böse Sie waren, als Sie zuerst hinter meine Pension für Ihren Wein kamen, und jetzt sind wir doch gute Freunde mit einander. Mit dem Herrn Benjamin ist das ganz der nämliche Fall, nur auf eine etwas andre Manier."

„Schweig!“ rief der Professor ärgerlich, und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. „Der verdammte Bursche! die Treulose!“ —

„Lassen Sie mich nur immer reden!“ entgegnete Daniel ohne sich von seiner Stelle zu rühren. „Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Der Herr Benjamin ist ein feiner junger Mensch, von einem honorigen Karakter, und verdient es daher wohl, daß man ihm hie und da eine kleine menschliche Schwachheit hingehen läßt, du lieber Gott! seine schwache Seite hat ein jeder Mensch, sei sie nun vorn oder hinten, unten oder oben, an der rechten oder linken Seite, genug: jeder Mensch hat seine schwache Seite, und so kommt Alles auf eins heraus, und in der Bibel heißt es: „Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet!“ Sie begreifen mich, Herr Professor!“

„Halt das Maul! sag ich —“

„Wahrheit ist gut Ding, Herr Professor! und Jeder darf sie sagen; denn sie kostet nichts. Dem Herrn Benjamin kann ich kein Unrecht anthun sehen; denn er handelt wie ein leiblicher Bruder an mir, obschon ich nur ein armer Farbenreiber bin, und er Ihr Hauptschüler. Als er

hierher kam, war er ein stiller, blöder, junger Mensch, und hatte nicht so viel Korasche, der Mamsell in die Augen zu sehen, wenn er mit ihr sprach. Er war wie ein junger Kater, den man erst anprusten muß, damit er auf die Mäuse-jagd geht, und ich sage Ihnen, Herr Professor, die Mamsell hat alle ihre Industrie aufbieten müssen, eh' sie ihn so weit gebracht hat, wie Sie gesehen haben."

„Kerl! wo Du nicht schweigst —"

„Ich will damit nichts Böses von der Mam-sell gesagt haben, Herr Professor! Gott bewahre! Im ekonträren Gegentheil; sie hat viele Entschul-digungsgründe für sich, sie ist eine junge Person mit einer inflammirten Einbildungskraft, und Herr Benjamin ist ebenfalls ein feuriger junger Mensch, und dabei inkurabbel, wie die jungen Mädchen sie gern haben, und wie sie so recht für die verlieb-ten Narrentheidungen passen. Sie dagegen, Herr Professor, sind schon in Ihren gewissen vorgerück-ten Jahren, und können nicht mehr so herum-schwänzeln wie ein junger Laffe, und obzwar Sie noch immer für einen repetirlichen Mann gelten können, so haben Sie doch schon dann und wann einige Anfälle von dem zerstörenden Zahn der Zeit erdulden müssen, und daß ich es kurz mache:

Sie gleichen einer schönen, von der scheidenden Sonne bestrahlten Schloß-Urine —"

„Ich will Dir das verfluchte Maul stopfen!" schrie der Hofmaler, ergriff den Malerstock, und bearbeitete des armen Daniels Rücken so lange, bis der Stock in tausend Stücke zerbrochen war, dann verließ er, abgekühlt von seinem Zorn, das Zimmer; schon halb und halb ausgesöhnt mit Benjamin und seiner kleinen Treulosen. — Er wußte ja auch nicht Alles. —

Daniel aber rieb sich den Rücken und sprach: „Wenn Herr Benjamin mir heute nicht wenigstens ein Viertel extra giebt, so ist er nicht werth, daß ihn die lichte Sonne bescheint. Ich war aber auch wieder ein rechter Esel, daß ich nicht vorher den verfluchten Malerstock wegpraktizirte, ehe ich mich für meinen Freund aufopferte."

Der Leibarzt war von einer Geschäftsreise zurückgekehrt, nachdem er in Folge derselben mehrere Wochen von Hause entfernt gewesen. Als ihm Benjamin entgegentrat, erstaunte er, und verbarg seine Freude nicht über die — seiner Ansicht nach — vortheilhafte Veränderung, welche mit demselben während ihrer Trennung vorgegangen war; und gewiß: weder der Onkel noch die

Tante, noch selbst seine Freunde in Liebenau würden ihn wieder erkannt haben, so fein und gewandt, so höfisch-frei war er geworden; auch seine Gestalt war sehr verändert, der Ausdruck seiner Gesichtszüge war bedeutender. Der leichte Anflug von Melancholie, der sich auf den ersten Blick dem Beobachter verrieth und einen grellen Widerspruch mit seinen Reden und Handeln bildete, die feine Blässe, welche an die Stelle der frischen Jugendblüthe jetzt über sein Gesicht verbreitet war, gab seiner Physiognomie so viel Anziehendes, daß er, wo er erschien, als eine interessante Erscheinung der Aufmerksamkeit aller Anwesenden gewiß sein konnte.

Der Leibarzt war außerordentlich freundlich, und heute ein wirklich liebenswürdiger Gesellschafter, er wußte so viel Drolliges und Pikantes von seinen Reiseabentheuern zu erzählen, daß Benjamin nicht aus dem Lachen kam, und wiederholt behauptete: er habe jetzt Stoff genug für ein ganzes Vierteljahr, um die köstlichsten Carrikaturen zu entwerfen.

Bei dem Abendessen neckte der Leibarzt ihn mit seinen galanten Abentheuern. Benjamin antwortete frivol und leichthin, der Champagner hatte ihn zutraulich gemacht.

„Ich kann Sie nicht tadeln, mein junger Freund,“ sprach der Leibarzt, „aber sein Sie vorsichtig. — Mit der schönen Angela hat es so viel nicht zu bedeuten, aber Ihre zweite Amour — mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen! — merken Sie sich das! Uebrigens: Ihre Schönen sollen leben!“ und somit schenkte er unserm Helden von Neuem ein, und Benjamin (was der Leibarzt nicht wußte) vest gemacht in den Bacchanalien der jungen Herrn vom Adel und dem Militair, trank — und trank, bis der Leibarzt sich unsicher erhob, und meinte: „es sei jetzt genug.“ Lächelnd und vesten Tritts führte Benjamin ihn auf sein Zimmer, und ging dann in das seinige.

Dort angelangt, tappte er auf's Geradewohl in seine Bibliothek, welche aus vier Classikern bestand: Göthe, Mozart, Cervantes, Shakspeare; er war unschlüssig, von wem er diesen Abend noch Etwas lesen wolle, er hatte den Faust ergriffen, aber den hatte er erst heute zum zehnten Male beendet, da erinnerte er sich von seinem Adolph ein neues Werk eines erst kürzlich aufgetretenen jungen Dichters erhalten zu haben — er zog das Buch hervor: es waren H. Heine's Tragödien.

Kennst Du, lieber Leser, das Buch? es ist schön, sehr schön, aber ein ganz verdammtes,

heilloses Buch, wenn man zufälliger Weise etwas dem Inhalt Aehnliches erlebt hat, freilich: Man versteht es dann erst recht, und lies't es recht con amore, aber, wie gesagt: es ist ein verdammtes, heilloses Buch!

Benjamin las, und er verstand es.

„Hihi! sie seh'n just aus wie Edward und Schön-Betty."

Die Thür öffnete sich, und Benjamin sprang auf, der eintretenden Gestalt entgegen.

Die aber sah nicht aus wie Edward und Schön-Betty, sondern sie trug einen geblümten Schlafrock, eine hohe, weiße, mit einem rosenfarbnen Bande gezierte Nachtmütze und gelbe Pantoffeln. Es war der Leibarzt.

„Ei, ums Himmels willen!" rief Benjamin ganz erstaunt, „was führt Sie noch so spät oder vielmehr so früh, (es war halb zwei Uhr Morgens) zu mir?"

„Die Freundschaft!" rief der Leibarzt, ergriff Benjamins Hand und drückte sie feurig an seine Lippen. —

„Doctor!" lachte Benjamin, und riß seine Hand weg, „Doctor! der Champagner wirkt gut! gehen Sie zu Bette!"

„Was lesen Sie denn da?" fragte der Leibarzt, indem er neben unserm Helden auf einen Stuhl sich niederließ, und ihn mit gläsernen Augen anschmächtelte.

„Heine's Tragödien," versetzte Benjamin, schon wieder im Lesen vertieft.

„Heine?" sprach der Leibarzt wegwerfend, „den kenn' ich! es ist Nichts an ihm! er leiert immer und ewig von seiner unglücklichen Liebe, ein fader Mensch!"

Benjamin lächelte.

„Kein Wort von Freundschaft!" fuhr der Leibarzt fort, „kein Wort von jenem beseligenden Verhältnisse, welches Männer enger und vester wie leibliche Brüder aneinander kettet — kennen Sie die Gedichte des Grafen August von Platen-Hallermünde?"

„Nein!" antwortete Benjamin kurzweg.

„O, den müssen Sie kennen lernen!" rief der Leibarzt und schlang zärtlich seinen Arm um Benjamins Nacken — „das ist ein Dichter! — voll warmen Gefühls, voll plastischer Darstellungskraft — begeistert für Freundschaft, kalt wie Eis gegen das ganze weibliche Geschlecht."

„Dann ist er nicht mein Mann!" versetzte Benjamin; „ich hasse die Weiber! ich verachte sie, doch ich könnte und möchte nicht ohne sie

leben. Aber dürfte ich bitten — —" er faßte sanft des Doctors Arm und machte ihn von seinem Nacken los.

„Grausamer Jüngling!" klagte der Leibarzt, und seine Stimme klang so wehmüthig, wie ein zerbrochenes Nachtgeschirr. „Grausamer, süßer Jüngling! willst Du mir denn nicht vergelten, was ich für Dich gethan, ach! und wie gern noch thun will?"

„Von Herzen gern! aber gehen Sie jetzt nur zu Bette, morgen wollen wir darüber sprechen; gehen Sie!"

„Nicht eher, bis Du mich erhörst," rief der Leibarzt, vor unserm Helden niedersinkend und seine Kniee umklammernd.

Benjamin sprang schnell zurück, so daß der Doctor auf alle Viere zu liegen kam, und sprach ernst: „Gut denn! So reden Sie, was wollen Sie von mir?"

„Was ich will?" ächzte der edle Sohn des Aeskulap, indem er sich aufraffte, und wieder neben Benjamin setzte: „was ich will? O mein süßer, lieber, bester, junger Freund!" er wollte ihn umarmen. —

„Ohne Komplimente!" bat Benjamin abwehrend, „erklären Sie sich mir."

„Nun wohlan denn!“ sprach der Leibarzt, und begann sich zu erklären; und seine Erklärung glich auf einem Haar derjenigen, welche der Papst Alexander der Sechste in Klingers Faust dem schönen Höllenfürsten Leviathan machte. Benjamin kannte das Buch; und als der Leibarzt geendet, rief er mit Grimm: „Bei dem Allmächtigen! ich möchte den Wunsch thun: ein Verdammter des Abgrunds zu sein, blos um diesem Ehrenmann antworten zu können, wie er's verdient!“ —

„Sei gescheidt, Närrchen!“ lachte der neue Heilige, und wiederholte seinen Versuch, unsern Helden zu umarmen.

Diesem aber riß die Geduld, und hurtig applicirte er seinem Anbeter zwei so kräftige Maulschellen, daß derselbe betäubt zurücktaumelte; dann zog er sein Taschenmesser hervor, und schrie mit donnernder Stimme: „den Augenblick pack' Dich, Du Unhold, oder, bei allen Teufeln! ich renne Dir das Messer durch den Leib, fort! morgen verlasse ich Dein Haus.“ —

Zitternd wie Espenlaub und nasenblutend entwich der weiland Mäcen unsers Helden. Benjamin verriegelte hinter ihm die Thür, und warf sich angekleidet, das Messer in der Hand, auf's

Bett, nicht um zu schlafen, sondern weil er wirklich krank vor Wuth und Aerger war.

Am andern Morgen mit dem Früheſten erhielt er folgendes Billet:

„Mein edler, junger Freund!"

„Sie haben die Probe glücklich beſtanden, die ich, um eines höhern Zweckes willen, mit Ihnen unternahm. Dieſe Erklärung, hoffe ich, wird Sie für's Erſte über Alles, was geſtern Abend zwiſchen uns vorgegangen, beruhigen, und Sie von jeder Uebereilung abhalten.

Mit der herzlichſten Verſicherung meines fortdauernden Wohlwollens

Ihr aufrichtiger Freund

**** Schandau.

den 30. Auguſt 18.. Ober-Leibarzt und Ritter.

Benjamin antwortete kurz:

„Sie kannten mich nicht! und ſo glaube ich an die Probe, und werde nicht weiter davon reden; aber Ihr Haus verlaſſe ich in dieſer Stunde. B..."

Und er hielt Wort. —

Und am Abend war die Residenz voll von der Geschichte; denn die Art und Weise des Leibarztes war so allgemein bekannt, daß über die Veranlassung, warum Benjamin sein Haus verlassen, kein Zweifel mehr obwaltete. Benjamins Freunde, welche oft für ihn gezittert, aber ihn dessenungeachtet nicht zu warnen gewagt hatten, bezeugten jetzt laut ihre Freude, ihn gerettet zu wissen; den Leibarzt aber empfingen, wo er hinkam, so zweideutige Gesichter, daß er wohl merken mußte: man sei der Sache auf den Grund gekommen; er kochte vor Bosheit und schwur unserm Helden grimmige Rache. Außer seinem Adolph hatte dieser keinem Menschen von der Geschichte erzählt; aber Adolph war so dumm, sich ausholen zu lassen, indem er seinen Freund vertheidigte, wenn man in seiner Gegenwart äußerte: „Benjamin sei doch wohl nicht so ganz ohne Schuld." So wurde es denn bald allenthalben Gewißheit, aber wie Angela prophezeit hatte, nur vierzehn Tage sprach man davon; dann gab es etwas Neues.

„Es ist aber doch wahrhaftig zum Tödten, was Sie für Streiche angeben!" rief der Hofmaler nach einiger Zeit unserm Helden entgegen,

als derselbe des Morgens zu ihm in's Atelier trat.

„Wie so, lieber Herr Professor?"

„Ei verdammt! und Sie können noch fragen? Ich habe es hingehen lassen, daß Sie mir meine Angela abspenstig gemacht, so daß sie mich nicht mehr ausstehen kann, da ich sonst Hahn im Korbe bei ihr war; ich habe geschwiegen und Sie gewähren lassen, und mich anderweitig getröstet, denn ich halte etwas auf Sie, und wollte um solch einer, im Grunde betrachtet, lächerlichen Sache, Sie nicht aufgeben, aber konnten Sie sich nicht damit begnügen? welcher Satan plagt Sie, daß Sie auch unserm Durchlauchtigsten Landesherrn in's Gehege gehen?!"

Benjamin erschrak und wollte läugnen, aber: „Schweigen Sie doch," fuhr der Hofmaler fort, „das Läugnen hilft Ihnen nichts! der Galgenstrick, der Leibarzt, hat Sie verrathen und die überzeugendsten Beweise geliefert. Der Fürst wüthete, und wollte Ihnen ein freies Logis auf der Festung Kettenstein anweisen lassen. Sie wären verloren gewesen, hätte ich Sie nicht vertreten."

„Sie?" fragte Benjamin, und trat gerührt einen Schritt näher.

„Nu ja!“ lachte der Maler noch halb ärgerlich, „ich kann doch meine Schüler nicht auf die Festung transportiren lassen! ich packte den Fürsten bei seiner rasenden Passion für die Kunst und den Ruhm eines großen Beschützers derselben, und strich Sie gewaltig heraus, und sagte sehr freimüthig: Geruhen Ew. Durchlaucht annoch zu bedenken, daß Sie nur zu winken brauchen, um sogleich hundert neue Favoritinnen zu bekommen, und immer eine schöner wie die andere, ein genialer Mann aber ist nicht so geschwind und so leicht wieder aufzutreiben. Der alte Coup half, und der Fürst begnadigte Sie.“

„Aber die Gräfin?“

„Die hat ihn schon wieder herumgekriegt; er kann nicht ohne sie sein, und deshalb besteht er darauf, daß Sie von hier fort sollen; denn er traut Ihnen nicht, was ich sehr natürlich finde. Also fort müssen Sie, aus der Residenz, aus dem Lande.“

„Und wohin?“

„Ei zum Teufel, wohin Sie wollen, steht Ihnen nicht die ganze Welt offen? Fehlt es Ihnen etwa an Mitteln, gut sich durchzuschlagen? Sie malen vortreffliche Portraits, was wollen Sie mehr? Ueberdieß versteht es sich von selbst, daß Se. Durchlaucht Sie nicht so ohne alle Aus-

rüstung darf von dannen ziehen lassen. Sie erhalten hundert Ducaten Reisegeld, damit gehen Sie nach Berlin oder Hamburg, malen sich da noch etwas zusammen, und wandern dann nach Dresden, und weiter nach Italien. Kommen Sie dann in sieben oder zehn Jahren wieder, so sind Sie ein großer Maler. Die Gräfin und meine Angela sind unterdessen älter geworden, und von Eifersucht ist nicht mehr die Rede. Nun! morgen reisen Sie, bis zur Grenze haben Sie meinen Wagen."

Und so geschah es. Ehe er abreiste, hatte er eine Abschiedsaudienz bei dem Fürsten. Der Fürst maß ihn mit einem furchtbaren Blick à la Frédéric le Grand, es schien, als könne er sich noch immer nicht genug verwundern über die Kühnheit dieses Menschen, der es gewagt, allda zu sündigen, wo solches Se. Durchlaucht ausdrücklich nur sich vorzubehalten geruht hatten.

Benjamin stand vor ihm, und schlug verschämt den Blick zu Boden.

„Bessern wir uns!" sprachen endlich Se. Durchlaucht ernst und feierlich: „Bessern wir uns, damit wir inskünftige Unserer Nachsicht und Gnade uns würdig bezeigen!" Sie reichten ihm

die Durchlauchtige Hand zum Kusse. Benjamin küßte sie, worauf ihm gnädig seine Entlassung zugewinkt wurde.

Die Gräfin bekam Benjamin nicht mehr zu sehen.

Angela lachte; aber sie war bleich, als hätte ein grausiger Vampyr ihr das Herzblut ausgesogen.

Der Professor umarmte unsern Helden, und rief: „Wir bleiben Freunde!"

Benjamin fuhr davon.

Drittes Buch.

Benjamin unter den Komödianten.

Nun will ich Dich vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit Du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Ein jeder Tag wird diesem Volk zum Fest:
Mit wenig Witz, und vielem Wohlbehagen,
Dreht Jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen um den Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
Und wenn der Wirth nur immer borgt,
Lebt Jeder froh und unbesorgt.
(Mephistopheles.)



Erstes Kapitel.

Wie es dem Helden der Geschichte auf seiner Verbannungsreise erging; wie er einen alten Bekannten antraf, und wer dieser alte Bekannte war. Er erzählt seine Geschichte. Held Benjamin bekommt eine traurige Nachricht und geht zum Theater.

Also waren denn plötzlich alle die schönen Aussichten unseres Helden, bei Hofe sein Glück zu machen, zu nichte geworden, und er allein hinausgestoßen in die weite Welt, denn nach Dummburg wäre er um keinen Preis, am allerwenigsten aber unter den obwaltenden Umständen jemals wieder zurück gekehrt. Er war am Morgen seiner Abreise überlustig gestimmt gewesen, doch als er aus dem Thore fuhr, wurd' es ihm ein wenig schwer um's Herz, und immer schwerer wurd' es, je näher er der Grenze kam.

Jetzt war sie erreicht, der Wagen hielt, und Benjamin stieg aus; nachdem er dem Kutscher etliche Zeilen an den Hofmaler gegeben, fuhr dieser wieder zurück; Benjamin aber schnitt sich einen derben Dornenstock zurecht, und pilgerte dann, sein Ränzchen auf dem Rücken, auf den ihm bezeichneten Wege rüstig fort, ohne zu rasten, bis der Abend hereinbrach, wo er ein kleines Landstädtchen erreichte, in dessen einzigem, und daher bestem, Gasthof er einkehrte.

Er ließ sich ein Kämmerchen anweisen, schnallte sein Ränzchen ab, wusch sich den Staub vom Gesichte, und ging dann in die Gaststube, wo er in einem Winkel sich hinsetzte und über seine unglückliche Verbannung, so wie über sein Schicksal im allgemeinen, die empfindsamsten Betrachtungen anstellte.

„Wollen der junge Herr etwas zu essen?“ fragte der dicke Wirth.

„Nein!“ seufzte Benjamin, und knurrend wie ein melancholischer Kater schob sich der Alte wieder zur Thüre hinaus.

In der Stube war ein arges Gesumme und Gebrumme, und die Gäste drängten und schoben sich fortwährend durch einander, was unserm Helden ganz recht war; er hätte sich noch mehr Lärmen gewünscht, um die Stimme in seinem Innern zu

übertäuben, die ihn höhnte und neckte und mahnte an seine Schuld — (Mahnen — Schuld, Schulden — böse Worte).

„Befehlen Sie nichts, mein Herr!" fragte es wieder. Benjamin stutzte und sah auf; was dem Brummen und Summen der sämmtlichen respectiven Gäste nicht gelungen war, gelang der Stimme eines hübschen Mädchens, der Tochter des Wirths; der böse Mahner in seinem Innern schwieg, und freundlich gab er, nämlich Benjamin, zur Antwort: „Wenn Ihr guten Wein habt, so bringe mir eine Flasche."

„Sie sollen zufrieden sein!" sprach die Kleine, hüpfte davon, und kehrte bald darauf mit dem Verlangten zurück. Sie schenkte ein, kredenzte nach Landessitte, und reichte ihm dann mit einem zierlichen Knix das Glas.

Benjamin trank, und rief: „Est!" und wahrhaftig: der Wein war est, est, est. Er leerte das Glas bis zur Nagelprobe, und das zweite und das dritte, und beim dritten warf er, wenigstens für diesen Abend, alles über Bord, was ihm das Herz beschwerte, daß es wieder so leicht und frei schlug als je, und seine Augen wurden wacker und schauten wieder lustig hinein in seine Umgebungen.

O Heil dem flüssigen Golde der Traube!
Läst're mir Keiner das Gold!
Zwar, ich gesteh' es Euch gern:
Das geprägte
Mit fürstlichen Köpfen und Adlern,
Kronen und Wappen,
Geharnischten Männern und Löwen
Machte schon oftmals mir Herzeleid,
Aber nur:
Weil ich's nicht hatte.

Wie hat mich dagegen
Immer entzückt meines Mädchens,
Meines süßen, geliebten Mädchens
Goldener Locken Pracht!
Wie erhebt,
Wie bewegt mich
Der Sonne
Morgen = und Abendgold!
Sonnengold! malend
Mit zaub'rischem Licht
Die Höhen der Berge
Und die Spitzen der Gletscher,
Daß sie erglühn
Wie gewaltige Rosen am Busen des Himmels,
Sonnengold! wiederstrahlend
Im Meer, im Meer,
Im unendlichen, wogenden, brausenden Meer.

Aber vor Allem
Ist es und bleibt es
Doch immer das Traubengold,
Das duftige, flüssige Traubengold,
Das mich tröstet,
Das mich ermuthigt,
Das mich begeistert,
Und mich erhebt,
Hoch! hoch! hoch!
Ueber Erde und Himmel und Hölle. —

Extrablättchen.

Damit Du mir, geliebter Leser! ob der vorstehenden Abschweifung nicht zürnst, mach' ich eine neue, nämlich um mich zu entschuldigen. Ich entschuldige mich jedoch nicht sowohl der Abschweifung wegen, als vielmehr der Art wegen, wie ich abgeschweift bin, als welches leichtlich auf eine andere, bessere, geistreichere Weise hätte geschehen können; daß es demohngeachtet nicht geschehen ist, rührt wohl hauptsächlich daher, weil ich ganz unwillkührlich abgeschweift bin. Solltest Du meine eigentliche Meinung hinsichtlich dieser Abschweifung verstanden haben, so soll es mich freuen. Solltest Du sie aber, trotz ihrer sublimen Ironie, die darin vorherrschend ironisirt, nicht verstanden haben, so thut das auch nichts zur Sache: Ich habe eine Seite angefüllt. — Nun geh' mit Gott, ich erzähle weiter.

Ende des Extrablättchens.

Also: Benjamin schaute wieder mit klarem Blick hinein in seine Umgebungen, für diesen Abend ehrliche Spießbürger, bis auf noch einen Fremden.

An einem Tischchen ihm gegenüber saß nämlich ein Mann von würdevollem Aussehen, gekleidet in einen braunen Ueberrock vom feinsten Tuch, vor ihm auf dem Tischchen standen ein Paßglas Braunbier und ein Viertel Rum, wovon er wechselweis einen erklecklichen Zug that, und dazu mit den Händen handtierte, seltsame Gesichter schnitt und die Lippen bewegte als ob er spräche.

„Wie wird mir?" dachte Benjamin als sein Blick zufälliger Weise auf den Mann fiel. „Diese Bardolphs-Physiognomie sollte ich kennen."

In demselben Augenblick that der Mann wieder einen verzweiflungsvollen Zug aus dem Rumglase, schlug sich dann langsam drei Mal mit der geballten Faust vor die Stirn, und rief mit heiserer Kehle: „O Lear! Lear! Lear!"

„Bei allen Göttern!" rief Benjamin und sprang auf den Mann zu, „bei allen Göttern, er ist's, Du bist's! Strutzel! wo führt Dich der Teufel daher?"

Strutzel — der geneigte Leser wird wohl sogleich den ehemaligen Schenkwirth aus Liebenau erkannt haben. Strutzel starrte unsern Helden verwundert

an, und stammelte endlich: Verzeihen Sie — Wer sind — Wie komme ich zu der Ehre und dem Vergnügen, von Ihnen gekannt zu sein?"

„O Himmel!" lachte Benjamin, „er kennt mich nicht mehr! Betrachte mich nur recht, Du vergeßlicher Mensch, hab' ich mich denn so sehr verändert; kennst Du Deinen Benjamin nicht mehr, Deinen treuen Zuhörer in Liebenau, wenn Du philosophische Vorlesungen über Künstlers Erdenwallen hieltest?"

„Wär' es möglich?" sprach Strutzel, trat einen Schritt zurück, dann wieder einen Schritt näher, legte seine Hand auf Benjamins Achsel, und betrachtete ihn lange und aufmerksam mit seinen kleinen betrunknen Aeuglein. „Ja!" rief er endlich, „ja! bei den Pforten Lichts, und den Abgründen der ewigen uralten Nacht: er ist's! O seltsame Fügungen des Geschicks! So werden längstgetrennte Menschen plötzlich ganz unerwartet wiederum vereinigt! He, Wirth! noch ein Glas Rum!" er umarmte unsern Helden feierlich und ließ ihn neben sich niedersitzen.

„Laß Deine Theaterreden!" bat Benjamin, „und erzähle mir: was hat Dich von Liebenau fortgetrieben?"

„Meine Gläubiger und mein Weib!" versetzte Strutzel.

„So so!“

„Ich gestehe es: ich habe meine Wirthschaft etwas genial verwaltet, aber wer will vom Aar verlangen, daß er im Staube krieche?“

„Und wer von einem Schauspieler, daß er gut wirthschafte?“

„Mein Weib kanntest Du —“

„Sie prügelte mich einmal auf der dunkeln Hausflur, weil sie mich für ihren Mann hielt.“

„Sie soff!“

„Wie Du.“

„Aerger! zehnmal ärger! ich trinke nur der Begeisterung wegen, sie war eine gemeine Säuferin! da mußte die Wirthschaft zu Grunde gehen.“

„Freilich!“

„Man nahm mir Haus und Hof, und drohte mir noch obenein mit Gefängniß bei Brot und Wasser.“

„Wenn es noch Brot und Schnaps gewesen wäre!“

„Ich hätte dann mein Unglück mit Muth und Fassung erduldet, aber so war es mir zu arg; ich nahm daher eines Morgens einen stillen Abschied und pilgerte davon; glücklich der Mann, der sich die Freiheit bewahrt.“

„Aber was treibst Du denn jetzt? Du scheinst mir eben nicht im Pech zu sitzen.“

„Pech? was ist das? Pech!“

„Pech heißt Unglück.“

„Ja so! Nein! im Unglück bin ich dermalen, den Göttern sei's gedankt! nicht, ein Schauspieler, so lange er noch nicht alt und steif ist, kommt heut zu Tage so ziemlich durch.“

„Du bist also wieder Schauspieler?“

„Errathen, es hielt freilich schwer, eh ich Engagement bekam; denn während meiner Wirthschaftsperiode war mein Name als Künstler so ziemlich verschollen. Ich mußte daher eine Zeitlang von einer Bühne zur andern ziehen, und Collecte machen. Aus der letzten Stadt schrieb ich an den Directeur eines nicht weit entfernten Provinzialtheaters, der Mann kennt mich noch nicht und hat mich daher sogleich für das Fach der ersten Helden engagirt, da er vor Kurzem den Schauspieler, der dieses Fach bekleidete, durch den Tod verloren hat; übrigens muß ich Dich bitten: mich nicht mehr Strutzel, sondern Strauß zu nennen; denn diesen meinen alten Schauspielernamen habe ich mir wieder hervorgesucht. Jetzt erzähle mir Deine Geschichte.“

„Ja, aber nicht hier; komm mit mir auf

mein Zimmer!" Sie gingen hinauf, und Benjamin erzählte.

„Nun, wahrhaftig!" rief Strutzel, genannt Strauß, nachdem Jener geendigt hatte, „nun wahrhaftig! das ist viel erlebt in der kurzen Zeit, und ich wundre mich auch gar nicht mehr darüber, daß ich Dich nicht wieder erkannte. Was gedenkst Du jetzt zu beginnen?"

„An meinen Onkel und die Tante zu schreiben —"

„An welchen Onkel und an welche Tante?"

„Einfältige Frage! an die in Dummburg! ich habe ja außer ihnen keine Verwandten mehr."

„Wie, also weißt Du nicht —?"

„Was?"

„Armer Junge!"

„Ich bitte Dich! rede: was ist's mit meinen Verwandten?"

„Benjamin! armer Junge!"

Benjamin wurde blaß wie die Wand, und zitterte, als hätte er das Fieber, eine einzige große Thräne entfiel seinem Auge, plötzlich aber raffte er sich gewaltsam zusammen, und sprach mit vester Stimme: „Sie sind todt! nicht?"

„Freilich, armer Junge! eine bösartige, vor kurzem in Dummburg grassirende Krankheit raffte

sie Beide in vierzehn Tagen nach einander hin. Unser Liebenauer Pastor schrieb es sogleich an den Leibarzt —"

„Verdammt!" rief Benjamin und stampfte mit dem Fuß, „verdammt bin ich! ich hatte sie Alle, Alle vergessen; was jetzt?"

„Ich dächte," sprach Strauß, „Du versuchtest einmal Dein Glück auf den Bretern."

„Warum nicht gar!"

„Warum nicht? Du nimmst einen andern Namen an; wart 'mal, ja, recht: Buonfigli, Du hast schwarze Haare, da paßt der italiänische Name, Du singst einen hübschen Tenor, Signor Buonfigli, erster Tenorist! wahrhaftig! das geht; ich will Dir das bischen Spiel, was ein Tenorist braucht, schon beibringen, und willst Du nur, so wird's schon gehen; komm mit mir!"

„Nein!"

„Oder als Theatermaler."

Benjamin schwieg.

„Was willst Du sonst anfangen? versuch' es wenigstens! komm mit mir nach **!"

Benjamin bedachte sich noch ein wenig; dann schlug er ein: „Topp! ich gehe mit Dir! Als was? das wird sich finden!"

Sie gingen zu Bett.

Das zweite Kapitel.

Wie Held Benjamin mit dem Schauspieler Strauß, weiland Strutzel, nach der Provinzialstadt wanderte, und wie er beim Theater empfangen wird. — Etwas über die Direction des besagten Theaters. — Wie Strauß debütirt und was sich dabei begiebt.

Am andern Morgen machten Strauß und Benjamin sich bei Zeiten auf die Beine, und pilgerten der Provinzialstadt ** zu, wo sich die Schauspielergesellschaft, bei welcher Strauß engagirt war, gegenwärtig aufhielt, ich sage: gegenwärtig; denn sie gehörte zu den nomadisirenden Truppen. Auf der letzten Poststation endete die Apostelwanderung, indem Strauß hier eine Extrapostchaise mit vier Pferden miethete, um seinen Einzug als erster Heldenspieler mit dem gehörigen Glanz zu halten; er und Benjamin machten vorher sorgfältig Toilette, stiegen dann ein und fuhren ab.

Früh genug langten sie an, um noch vor der heutigen Vorstellung der Direction ihre Visite abstatten zu können. Strauß ließ sich die Wohnung des ersten Directeurs bezeichnen (es waren nämlich deren zwei, die das Geschäft in Compagnie führten) und ging mit unserm Helden dahin. Dort angelangt, vernahmen sie schon auf der Hausflur einen heftigen Wortwechsel, zwischen zwei Männerstimmen, aus dem zweiten Stock, „das wird die vereinigte Direction sein!“ sprach Strauß, und stieg die Treppen voran, und er hatte sich nicht geirrt. Sie klopften an das Zimmer, woraus der Streit erklang, und die beiden Directoren schrieen: „Herein!“ und waren dann ganz still; unsere Freunde traten in das Zimmer, und Strauß nannte seinen Namen. Der Director Nr. 1, ein großer, viereckiger Mann, in einem ziemlich abgeschabten, blauen Ueberrock, begrüßte sie sehr freundlich mit einer schnarrenden Stimme, und der Director Nr. 2, eine kleine, aufgedunsene Figur, mit einem Gesicht wie ein holländischer, etwas angegangener Käse, folgte seinem Beispiel.

Benjamin hätte laut auflachen mögen über das Air, welches Strauß sich zu geben wußte, und womit er die vereinigte Direction dermaßen imponirte, daß sie ihn behandelten, wie die

Directoren größerer Theater einen Devrient oder Eßlair.

Benjamin wurde als Signor Buonfigli, erster Tenorist der Kaiserlich Russischen Oper, aufgeführt. (Ein gewöhnlicher Kniff schlechter Komödianten, die nicht für gut befinden, anzugeben: woher sie wirklich kommen. Sie schlüpfen gewöhnlich sehr gut damit durch, indem sie sich wohl hüten geradezu Petersburg zu nennen, und es auch im übrigen Rußland noch viel sogenannte kaiserliche Theater giebt, von denen aber die Deutschen wenig oder nichts Bestimmtes wissen, etwa das in Riga ausgenommen; daher wohl vorzüglich die Geringschätzung, womit der Deutsche von dem russischen Theater spricht, obgleich es freilich wahr ist, daß es sich mit den bessern deutschen Anstalten dieser Art nicht vergleichen läßt.) —

Ueber Benjamin wurde übrigens für's Erste noch nichts weiter beschlossen; denn er hatte es Straußen ausdrücklich untersagt, seinetwegen sich in Unterhandlungen einzulassen. Die vereinigte Direction hütete sich aber ebenfalls wohlweislich, davon anzufangen, indem sie — das Honorar scheute. Mit Strauß hingegen kam nach etlichen Debatten Alles in Richtigkeit; und es wurde festgesetzt, daß er in folgenden Rollen debütiren sollte, als:

Menschenhaß und Reue — — — Meinau.
König Lear — — — — — — — Lear.
Bayard, Ritter ohne Furcht und Tadel — Bayard.

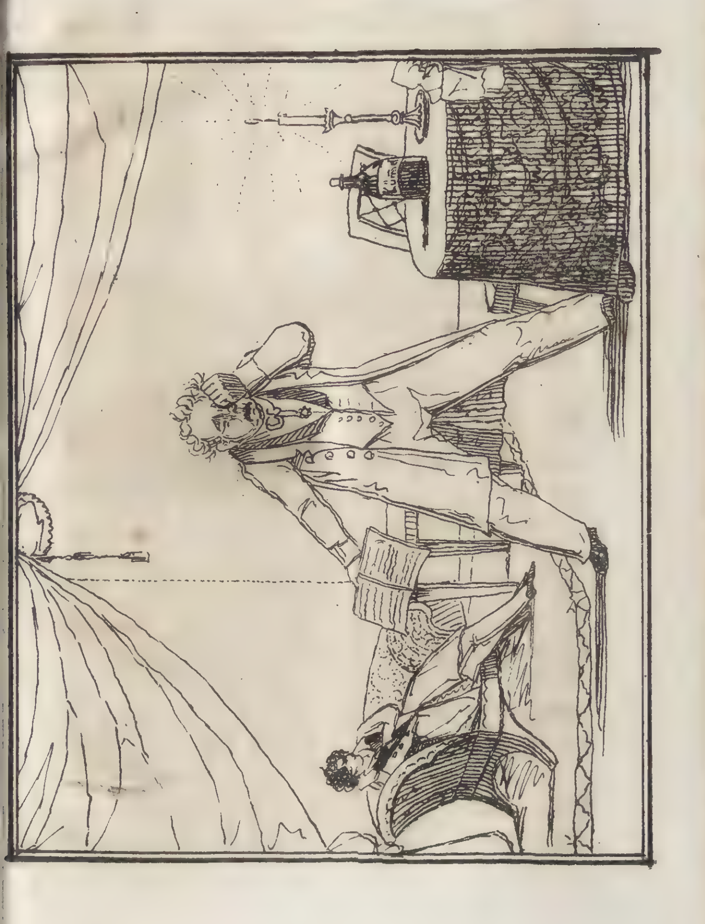
Schon am andern Tage sollte die erste Vorstellung Statt finden, und der Zettel wurde sogleich entworfen. Darauf empfahlen sich Strauß und Benjamin, und begaben sich wieder in ihr Absteigequartier.

„Gott sei Dank!" rief Strauß, als sie auf ihrem Zimmer angelangt waren, „Gott sei Dank! daß wir so weit sind!" er packte seine Rollen aus und begann zu studiren.

Einen schlechten Heldenspieler seine Rolle einüben hören und sehen, ist ein ergötzliches Schauspiel. Benjamin warf sich behaglich auf's Sopha und genoß es im vollen Maaße. —

Strauß begann damit, daß er erst die Stichworte, so abgebrochen und zerrissen, wie sie in der Regel in den Rollen geschrieben werden, leise und hastig hermurmelte; als er endlich glaubte, sie genugsam inne zu haben, legte er los:

Die Rolle in der linken Hand, mit der rechten die Luft durchsäbelnd, schritt er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und declamirte seine Reden mit einem Aufwand von Pathos und Bombast, dem Nichts zu vergleichen war. Kam er dann und wann an eine Stelle,





die ihm zu einem Coup d'effet geeignet schien, so blieb er vor dem Spiegel stehen, nahm eine plastische Stellung an, schnitt die gehörigen Gesichter und wiederholte nun zehn=, zwanzig=, dreißigmal den Satz, bis er ihn nach seinem Geschmack herausbekam; darnach wandte er sich dann gewöhnlich gegen Benjamin, und sprach, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte: „Das ist eine schwierige Rolle! aber ich muß sie liefern!" und somit begann er von Neuem seine „Studien," bis das Abendessen wieder eine kurze Unterbrechung herbeiführte.

Nach dem Abendessen trat er plötzlich dicht vor Benjamin hin, legte die rechte Hand auf seine Schulter, blickte ihm liebevoll in's Auge, und fragte sanft:

„Hast Du Geld?"

Benjamin brach in ein lautes Gelächter aus, da stieß er ihn heftig von sich, und rief: „Unglücklicher! Du hast keins?!"

„Dummheit!" versetzte Benjamin, „würd' ich ohne Geld mit Dir gegangen sein?" Strutzel wurde wieder freundlich, und seine vorige Stellung repetirend, bat er traulich: „Borge mir bis Morgen vier gute Groschen!"

Lachend reichte ihm Benjamin das Geforderte, er nahm es, verließ das Zimmer, und

kam nach einigen Minuten mit einer vollen Schnapsflasche zurück.

„Ich muß die ganze Nacht studiren," sprach er ernst, „sonst bin ich morgen nicht fest; denn ich habe die Rolle seit zehn Jahren nicht mehr gespielt; geh Du nur immer zu Bette, und laß Dich nicht stören, wenn ich ein wenig laut werden sollte; denn des Nachts bin ich am begeistertsten über meine Rollen her."

„Brülle Du meinetwegen wie der Stier von Uri!" versetzte Benjamin, „ich habe einen guten Schlaf. Doch bevor ich mich schlafen lege, muß ich noch einen Brief schreiben;" und er setzte sich und schrieb, während Strutzel zu rasaunen begann, an den Hofmaler und an seinen Adolph, dann legte er sich zur Ruhe.

Als er am andern Morgen erwachte, sah er sich vergebens nach seinem getreuen Strutzel um, er sprang auf, und ging nach dem Bette desselben, Niemand hatte darin gelegen, betroffen eilte er in's Vorzimmer und hier fand er endlich den Vermißten in einer malerischen Stellung unter dem Tisch liegend, die Rolle und die zerbrochene Schnapsflasche neben sich; er war mit dem Kopfe an eine Ecke des Tisches gefallen, und hatte sich

eine derbe Brausche geschlagen. Uebrigens schlief er sehr gut, und schnarchte, wie weiland Sir John Fallstaff hinterm Vorhange. Benjamin betrachtete ihn eine Weile lächelnd, und sprach dann zu sich selbst: „Also dies wäre jetzt mein einziger Freund!? und an ihn, „der immer die tiefste Baßseite der Gemeinheit angestrichen hat," an ihn müßt' ich mich halten, um nicht allein zu stehen? allein? was wär' es denn weiter, warum denn nicht allein, im äußern Leben, wie im innern? oder, fand ich schon ein gleichgestimmtes Herz? Nein! Aber eben dies „Nein" könnte mich bestimmen, mein eitles Wähnen endlich einmal fahren zu lassen, und Alles mitzumachen, was gerade mitzumachen ist. Das, wornach ich strebte, im Leben wie in der Kunst, werd' ich nie erreichen auf dem gewöhnlichen Wege, das Schicksal scherzt gar zu unbarmherzig mit mir, was hab' ich also zu verlieren? wozu mich schonen? wozu entsagen, entbehren und vermeiden? — ich will dem Schicksal trotzen, und es wo möglich noch ärger verhöhnen, wie es mich verhöhnt."

„Erwache Strutzel! Meinau-Menschenfeind! Gebeugter Lear! und Ritter ohne Tadel! Schnapsduft'ger Strauß! erwache! auf, es tagt!" Strauß erwachte, riegelte die Augen auf, und fragte verdutzt: „Wo bin ich?"

„Unterm Tisch!“ versetzte Benjamin, „der Geist ward Deiner Meister.“

„O Jesus, mein Kopf!“ klagte Strutzel, und drückte ihn mit beiden Fäusten.

„Kein Wunder! die ganze Flasche auszutrinken!“

„Nein! die Versöhnungsscene hat mich so angegriffen, es ist doch ein großer Dichter, der Kotzebue!“

„Freilich, aber komm nur unterm Tische hervor.“

Strutzel kroch hervor und erhob sich mühsam, aber seine Füße begannen auf eigne Rechnung so absonderliche pas auszuführen, daß er bei einem Haar wieder zu Boden gefallen wäre, wenn Benjamin ihn nicht aufgefangen, und auf's Bett geführt hätte.

„La — laß die Probe — nur ohne mich machen,“ lallte er, „diesen Abend will ich schon spielen, jetzt hab' ich Kopfweh,“ nachdem er sich gehörig expectorirt hatte, schlief er ein.

Helle Lampen,
Rothe Wangen,
Krause Locken,
Süße Geigen;
Wehmuthsthränen,
Applaudiren,

Laut Gebrülle,
Stilles Schweigen.

Hohles Aechzen,
Tiefes Seufzen,
Leises Schluchzen,
Grimmes Lachen!
Ach die zarten
Nerven beben,
Und des Herzens
Schläge krachen.

Augen rollen,
Haare sträuben,
Fäuste ball'n,
Zu Füßen sinken!
Schreck und Ohnmacht!
Lebensrettung
Wiederseh'n
Und Waffenblinken.

Hohe Weisheit!
Tiefer Unsinn!
Ohne Ende,
Ohne Anfang.
Trennungsjammer,
Dann Versöhnung!
Und effectvoll
Fällt der Vorhang.

Das ist Unsinn! aber ich wollte: es gäbe keinen ärgern in meiner Geschichte, und in noch

vielen andern Geschichten, z. B. in der Weltgeschichte, und wahrhaftig! dieser Unsinn ist vielleicht das Treffendste, was über die deutsche Bühne, wie sie ist, gesagt werden kann, **NB.** wenn ich noch einen Vers hinzufüge, die große Oper betreffend, etwa:

Große Trommel,
Kleine Flöten,
Halber Mond,
Triangel, Becken,
Süßes Säuseln
Mit Sordinen!
Donnernd Forte
Zum Erschrecken!

Ich könnte, wenn ich wollte, hier eine schöne Abhandlung über Lärmmacherei einflechten, und am Schluß auf das alte gute Sprichwort: „Viel Lärmen um Nichts,“ zurückkommen; ich könnte mich bei dieser Gelegenheit weitläuftig auslassen über Mystik, die zwar selbst gern still ihr Wesen treibt, über welche aber Professor Krug und Andere einen gewaltigen Lärm anfangen, ich könnte dann endlich von mir selbst reden, ja, lieber Leser! so gering ich bin, aber, ich will nicht vor der Zeit stolz werden, nein, gewiß nicht! und ich will meine Geschichte darüber nicht aus den Augen verlieren, und so bitte ich Dich, lieber Leser, rufe

Dir den vorstehenden Unsinn noch einmal in's Gedächtniß, oder kannst Du das nicht, so überlies ihn noch einmal, es ist höchst nöthig, denn er leitet nun das Folgende ein.

Es war sieben Uhr: „Die Kasse wird um fünf Uhr geöffnet, der Anfang ist präcise halb sieben," stand wie gewöhnlich, auch heute auf dem Komödienzettel.

In der Männergarderobe saß Strutzel-Strauß, oder, wie wir ihn für heute nennen wollen: Meinau. Mit dem Menschenhaß stand es noch so ziemlich, aber desto tiefer war seine Reue, in der vergangenen Nacht des Guten zu viel gethan zu haben, der Director Nr. 2 stand vor ihm, und bedauerte von ganzer Seele, daß die Reise ihn so angegriffen; neben ihm stand Benjamin boshaft lächelnd. Er hatte einen Topf mit gallbitterm Kamillenthee, wovon er dem armen Meinau eine Tasse nach der andern einzwang, so daß dieser halb todt war.

Jetzt sprang der Director-Nr. 1 herein: „Wir müssen anfangen! das Publicum hat schon alle Geduld verloren."

„Fangen Sie an!“ ächzte Meinau, „ich werde spielen!“ und er wankte auf, und hinaus, und das Stück begann, und er spielte.

Bekanntlich war einst der Meinau ein beliebtes Paradepferd, welches dem deutschen Publicum von den deutschen Heldenspielern fleißig vorgeritten wurde, auch wohl noch wird. — Aber so viel Glück auch die ausgezeichnetsten Künstler damit machten (ich sah ihn von einem Eßlair, Wolf, Gaßmann, und noch kürzlich von Rott) dennoch wurden Alle von Strutzel übertroffen, indem keiner der genannten Schauspieler den kläglichen Buttermilchton, wodurch Meinau sich alle Herzen zuwenden, so zu treffen wußte, wie Strutzel, dazu sein leidendes Aussehen, seine passive Stellung — alle Damen im Parterre zerflossen in Thränen — und konnten ihre schönen Augen nicht abwenden von dem unglücklichen — von seiner Gattin betrogenen — Meinau.

Kotzebue war doch ein großer Weiberverführer! schon um dieses einzigen Stückes „Menschenhaß und Reue“ willen, hatte er es tausendmal verdient, von dem Studenten Sand todtgestochen zu werden; unwillkürlich drängt sich mir der Gedanke auf, wie manche, sonst gute Frau, die dieses Stück sah, und den gehörnten Meinau interessant und rührend fand, machte ihren bra-

ven, aber etwas prosaischen Mann blos deshalb wohlmeinend zum Hahnrei, damit er sich etwas empfindsamer und schwärmerischer geberden möchte! O die armen bethörten Frauen, o! die armen gekrönten Männer! Der verdammte Kotzebue mit seinem interessanten Meinau!

Stürmischer Beifall lohnte unserm Strutzel nach jedem Abgang, aber ihm war heute Alles eitel, er hatte keinen Sinn für seinen Triumph, sondern verfügte sich immer sogleich wieder nach der Garderobe, wo er übel und weh sich auf einen Stuhl warf, und das Haupt auf die Hand stützend dumpf vor sich hinstierte. So geschah es denn, daß er seine Eulalia wirklich nicht eher erblickte, als er sollte.

Der Augenblick erschien.

Meinau: wird angemeldet.

Er tritt ein.

Der General: (eilt ihm entgegen.)

Meinau: (erblickt seine entflohene Gattin,) [NB. wie dies immer in dieser Scene geschieht: nur von hinten.]

Er erkennt sie, ruft: „Ha!" und eilt der Thür zu.

Eulalia: (schreit und fällt in Ohnmacht.)

So weit ging Alles gut, und nun hätten der General und die Generalin und der Major

eine schöne Gruppe um die Ohnmächtige bilden, und der Vorhang hätte dann langsam fallen sollen, damit der Zuschauer das Bild hätte genugsam betrachten können. Dann wäre der Act im Sinne Kotzebue's beschlossen worden, das Publicum hätte wie üblich applaudirt, und die Schauspieler hätten, wie gewöhnlich, nachdem sie der Eulalia galant wieder auf die Beine geholfen, einander zugerufen: „Das ging gut! das machte sich einzig! ja, ja! so Etwas muß packen, es war doch ein ganzer Kerl, der Kotzebue, schade, daß er todt ist! u. dgl. m.

Aber malheureusement kam es ganz anders, denn kaum hört unser Meinau Eulaliens hellen Schrei, so stutzt er — — er kehrt zurück — betrachtet die, mit geschlossenen Augen am Boden liegende, und traut seinen offenen Augen kaum. — „Bin ich noch betrunken, oder bin ich schon wieder nüchtern?!“ ruft er voll Erstaunen.

Lachen, Zischen und Pfeifen im Parterre. Da öffnet Eulalia die Augen, und mit dem Schreckensschrei: „Herr Jesus! mein Mann!“ springt sie vom Boden auf.

„Nickel! treff ich Dich hier!?“ brüllt Meinau, und giebt ihr eine entsetzliche Maulschelle. — Der Vorhang fällt rasch. Donnernder Beifall — Lachen, Zischen, Pfeifen im Parterre.

Hinter dem Vorhange aber dauert das Schauspiel fort. Wüthend springt der General auf seinen Lebensretter zu: „Herr! plagt Sie der Teufel, sich an meiner Frau zu vergreifen?"

„An Ihrer Frau? — Mein Weib ist's! Mein, mir vor drei Jahren aus Preußisch-Minden davongelaufenes Weib!"

„Ist sie Ihnen entflohen, so hat sie gewiß ihre Ursachen dazu gehabt! jetzt, ich sage es Ihnen noch einmal, ist sie meine Gattin, für die ich Achtung verlange!"

„Ich will Sie beachtungen!" rief Meinau-Strutzel-Strauß, und stürzte von Neuem auf sie ein. —

Aber wie der Blitz waren dreißig Arme bereit, ihn zu packen, zu Boden zu werfen, und so durchzubläuen, daß die Prügelsuppe in der Liebenauer Schenke nur Kinderspiel dagegen war. Dann warfen sie ihn aus dem Theater, und halb todt vor Wuth, Grimm, Schmerz und Menschenhaß eilte er nach Hause, wohin Benjamin schon bei Beginn des Scandals gegangen war.

„Alles verloren!" rief er voll Verzweiflung. „Ich bin entehrt!"

„Geprügelt bist Du! ich sehe schon: ohne Prügel geht es bei Dir nie ab, aber bist Du

denn auch ganz des Teufels, Dich an fremder Leute Weiber so grob zu vergreifen!"

„O! Ihr Götter des Himmels! wie oft soll ich's denn sagen: es ist mein Weib!"

„Dein Weib sitzt in Liebenau."

„Heilige Geduld! verlaß mich nicht! begreifst Du denn nicht? die Liebenauer ist ja meine dritte Frau! Wo meine erste ist, weiß ich nicht, diese aber ist meine zweite, die mir in Minden mit einem Handlungsdiener durchging, und mir Alles mitnahm."

„Das sind mir schöne Geschichten! aber was wolltest Du denn jetzt von ihr? geschehen ist geschehen."

„Nichts mehr von ihr! aber ich wollte mich rächen, Rache ist süß!"

„Aber die Folgen? wie befindet sich Dein Rücken?"

„O! O! O!"

„Arabiens Wohlgerüche alle vertreiben seine blauen Flecken nicht, geh' zu Bette, schlaf! ich sorge, daß sie nicht zu zeitig Dich erwecken, denn diese letzte Prügeltracht war groß."

„Du hast kein Mitgefühl!"

„In diesem Punkt, Gott sei Dank, nein!"

„Ich werde nicht liegen können."

„Zieh Dich nur aus; ich wasche Dir vorher Deine Wunden mit Rum.“

„Mit Rum?“

„Mit ächtem Jamaika-Rum.“

„Das wäre Schade! und es brennt wie der Teufel; da kann ich vollends nicht einschlafen —“

„Possen! zieh Dich aus.“

„Wo ist der Rum?“

„Hier.“

„Gieb mir ihn! ich will mich selbst waschen.“ —

„Das kannst Du ja nicht —“

„Doch, doch, gieb nur!“

„Nun da!“

„Gute Nacht!“ sprach Strutzel dumpf und schwer, und schwebte, die Flasche im Arm, so würdevoll aus dem Zimmer, wie der Geist im Hamlet.

Das wird eine schöne Wäsche werden, dachte Benjamin, und begab sich zur Ruhe.

Das dritte Kapitel.

Wie Strutzels Ehrensache in Güte beigelegt wurde, und er sich mit seiner zweiten Frau zum zweiten Male verheirathete.

Der Schlaf, „diese einzige nahrhafte Speise beim großen Gastmahl des Lebens," war endlich in Folge der Rumwäsche unserm armen Strutzel zu Theil geworden, es war schon eilf Uhr Morgens, und noch schlief er; denn Benjamin war zu gutmüthig ihn zu wecken.

Eben schlug es halb Zwölf, da wurde an die Thür gepocht, und herein trat, der Impressario Nr. 1.

„Verzeihen Sie, Herr Buonfigli," schnarrte er, indem er einen Katzenbuckel über den andern machte, „verzeihen Sie, daß ich Sie incommodire, ich komme wegen des Herrn Strauß."

„Der schläft noch!"

„Desto besser! so kann ich mich unumwunden gegen Sie, mein verehrter Herr, erklären, und ich hoffe, da Sie ein vertrauter Freund des Herrn Strauß sind, daß Sie nicht anstehen werden, mir behülflich zu sein, die kleine Streitigkeit von gestern Abend in Güte beizulegen.“

„Nun, so klein war sie eben nicht!“ lachte Benjamin.

„Zugegeben!“ entgegnete der Impressario, „aber auch immer noch nicht so groß, als daß sie unter uns nicht bald in Vergessenheit gerathen könnte, um so mehr als ich meine Gesellschaft in Kurzem von hier fortzuführen gedenke, wo dann in unserm neuen Aufenthalt vollends kein Hahn darnach krähen wird. Sie sind wohl noch nicht lange Schauspieler?“

„Errathen!“

„Das merkte ich gleich, sonst würden Sie solch ein Intermezzo nicht für mehr ansehen, als es ist; aber um zur Sache zu kommen: Es ärgert mich doch, daß der Vorfall Statt gefunden hat, um so mehr, als Herr Strauß ein bedeutender Künstler, und recht wie für meine Bühne geschaffen ist. Gott! er wäre gewiß herausgerufen worden, so hatte er das Publicum schon in den ersten Acten für sich eingenommen, wenn er nur in der verfluchten Erkennungsscene nicht aus

der Rolle gefallen wäre, oder vielmehr: wenn er nur nicht gar zu natürlich gespielt hätte. Alle Achtung für den großen Kotzebue! aber hier hat er doch einen großen Bock, trotz all seiner Menschenkenntniß, geschossen! denn ich will meinen Kopf verwetten: hätte der Meinau wirklich gelebt, er würde es gerade so gemacht haben, wie Herr Strauß; ja, ja! das Idealisiren thut nicht gut, Natur! Natur! das ist das Wahre! und wer sie verachtet, an dem wird sie sich rächen, früh oder spät. Aber wieder auf Ihren Freund zu kommen; Herr Müller, der dermalige Gatte von Straußens ehemaliger Gattin, der nämliche Schauspieler, der gestern den General spielte, nun, dieser Herr Müller kam noch gestern Abend zu mir und erklärte, daß er gezwungen sei, meine Bühne auf der Stelle zu verlassen, weil seine Frau sich es ziemlich deutlich habe merken lassen, wie die alte Liebe zu ihrem ersten Manne wieder in ihrem Herzen erwacht sei, und auch die Reue ihn vor drei Jahren heimlich verlassen zu haben, und daß er, der Herr Müller, zu zartfühlend sei, um sich zwischen zwei sich wiederfindende Herzen zu drängen; hinzu käme noch, daß ich ihn schwerlich glücklich von hier fortbringen könne, indem seine Schulden, durch die Schuld seiner Frau, gar zu bedeutend angewachsen wären. — Nun

wissen Sie, Herr Buonfigli, was das für einen armen Schauspieldirector sagen will. — Genug, seine Gründe waren der Art, daß ich ihm seine geheime Entlassung nicht vorenthalten konnte; ich muß noch Gott danken, daß er nicht mir selbst, heimlich davonging, wie diese Sitte seit einiger Zeit immer mehr und mehr zunimmt. Ich zahlte ihm also eine halbe Wochen-Gage aus, wir nahmen als ehrliche Männer von einander Abschied, und diesen Morgen vor Tagesanbruch hat er sich glücklich davon gemacht. Ich hatte, zu meinem größten Glücke nicht für ihn gutgesagt, kann also ruhig abwarten, was seine Creditoren beginnen werden."

„Gratulire!" rief Benjamin lachend.

„Danke! danke! ich gratulire mir selber gewiß am meisten, nun aber kommt der hinkende Bote nach, und da, bester Herr Buonfigli! dürfen Sie mir Ihre Hülfe nicht versagen."

„Was kann ich thun?"

„Ich muß durchaus Ihren Freund für meine Bühne erhalten, aber auch seine ehemalige Frau darf ich nicht verlieren; denn sie ist der Abgott des Parterre's, wo sie hinkommt, und mit Recht; denn heute spielt sie Ihnen die Jungfrau von Orleans, und morgen die Schneidermamsell, oder den Felix in den Schülerschwänken —"

„Das ist freilich viel!“

„Sagen Sie: es ist unglaublich! besonders, wenn ich die andern Schauspielerinnen dagegen nehme, die mir von zehn Rollen in der Regel neun wieder zurückschicken, weil sie, wie sie sagen, nicht in ihr Fach gehören. — Nun also: ich möchte gern Beide, Herrn Strauß und seine ehemalige Gattin, jetzige Strohwitwe Müller, bei meinem Theater mir erhalten; dazu ist aber platterdings nothwendig, um allem künftigen außerehelichen (in der Ehe hat es nichts zu bedeuten) Scandal vorzubeugen, daß, sage ich, Herr Strauß sich wieder mit seiner Gattin aussöhnt, und auf's Neue vereinigt.“

„Unmöglich!“ rief Benjamin, „wie könnte das jemals geschehen? gesetzt: Strauß ließe sich bereden — Sie könnten ihn einmal in den Weinkeller führen — würde Madame Müller jemals die gestrige Behandlung vergessen können?“

„Wenn auch nicht vergessen, doch verzeihen! ein liebendes Weib (und Gott weiß es: die Müller ist ein solches) verzeiht leicht.“

„Es wär ein herrlicher Streich, wenn er zu Stande käme!“

„Ich sage Ihnen, es wird! wissen Sie, die Müller hat schon verziehen, bereiten Sie Strauß vor, geben Sie Acht, daß der erste Anblick

seines reuigen Weibes ihn nicht zu neuen Unhöflichkeiten veranlaßt. Dann soll sie noch diesen Morgen hier erscheinen; und ein Schauspiel für Götter soll Statt finden, das verspreche ich Ihnen; sind wir dann so weit, so gebe ich diesen Abend ein Versöhnungsmahl aus der Strafcasse zum Besten."

„Topp!" rief Benjamin, und schlug ein, „senden Sie Madame Müller getrost her, ich werde sie schützen, für das Weitere mag sie selbst sorgen!"

Mit einem unendlichen Wortschwall stattete der Impressario unserm Helden seinen Dank ab, und empfahl sich sodann mit der Versicherung, daß Madame Müller in fünf Minuten hier sein solle.

Schon nach drei Minuten trat Madame Müller in's Zimmer, ein kleines, hübsches „Frauchen," wie der göttliche Clauren sie genannt haben würde, mit kohlpechschwarzen Augen, Rabenlocken, Mündchen, Dingelchen u. s. w.

Benjamin empfing sie galant, und sie war sentimental wie Rührei. — „Ich sehe es an Ihrem sanften Blick," sprach sie, „Sie haben ein gefühlvolles Herz, o versöhnen Sie mich wieder mit meinem

geliebten Gatten, und meine Dankbarkeit gegen Sie soll ohne Grenzen sein."

Benjamin versprach Alles anzuwenden, um ihre Wünsche zu befriedigen — indem hörten sie draußen Strauß-Meinau's Stimme; Benjamin bat Madame, sich so lange in sein Cabinet zu begeben, bis er sie rufen werde, indem er erst versuchen wolle, ihren Mann in die gehörige poetische Stimmung zu versetzen, die zu einer Versöhnungsscene unerläßlich. — Madame that, wie ihr geheißen.

„Wo hattest Du den Rum her?" war die erste Frage des edlen Strauß, indem er in's Zimmer trat.

„Wie so?"

„Wenn Du ihn für ächten Jamaika-Rum gekauft hast, so haben sie Dich niederträchtig betrogen, es war gemeines Zeug, Kartoffelrum! laß mich doch inskünftige selbst gehen, Du verstehst Dich nicht darauf."

„Schon recht! aber ich bitte Dich: laß das für jetzt ruhen; ich habe etwas Anderes mit Dir zu sprechen."

„So rede!" sprach Strauß, und ließ sich

auf einen Sessel nieder, wobei er ein schmerzhaftes Gesicht schnitt.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte Benjamin.

„Es liegt mir noch was in den Gliedern!“

„Ja so!“

„Ich sage Dir, ich bin wie gerädert, ich habe viel erfahren, weiß Gott! viel! und was ein Mann ertragen kann, das ertrag' ich — aber, wenn das Unglück so hageldick auf einen hereinbricht, wie gestern auf mich — da hilft alle Mannheit zu Nichts!“

„Lieber Strauß, vergiß das!“

„Vergessen? Du hast gut reden! fühltest Du, was ich fühle, Du würdest nicht von vergessen reden;

„Alles kann der Mensch auswendig lernen
„Mosis Bücher — die Propheten
„Und die ganze heil'ge Schrift;
„Aber was er weiß, vergessen,
„Wär' es eine Sylbe nur —
„Das ist nicht in seine Macht gegeben *).“

„Wahrlich, wenn mein — nun ich will nicht mehr davon reden.“

„Recht so! und jetzt höre mich.“

„Ich höre.“

*) Müllners Schuld, vierter Act, dritte Scene.

„Der Impressario war diesen Morgen hier.“

„Um mir das Engagement aufzukündigen? nicht war? O! Lear! Lear! Lear!“

„Sei vernünftig, Strauß! er dachte nicht daran, im Gegentheil: er setzt Alles dran, Dich zu behalten, **NB.** wenn Deine Gagenforderung nicht zu unverschämt ist.“

„Höre ich recht?“

„Wie ich Dir sage! Er hat sogar schon im Voraus Deinem Gegner, dem Herrn Müller, seinen Abschied gegeben.“

„Hat er? bei den Göttern! ein gerechter Mann! so was hat mir noch kein Schauspieldirector zu Gefallen gethan.“

„Müller ist diesen Morgen abgereist.“

„Glückliche Reise! daß der Wagen auf der ersten Station umwirft, und er und sie den Hals brechen!“

„Sie? meinst Du Deine Frau?“

„Nicht mehr meine Frau!“

„Du thust ihr Unrecht.“

„Unrecht?“ rief Strauß bitter, „Unrecht? Hahaha! Sieh!“ er stellte sich weitbeinig vor ihn hin, zog ein weinerliches Gesicht, und sprach emphatisch: „sieh! wenn ich lache, dann muß es weit mit mir gekommen sein. Unglücklich bin ich, und das ist ihre Schuld! Nun dann: so

will ich denn auch ganz wie ein Unglücklicher enden! Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist —"

In diesem Moment stürzte Madame Müller aus Benjamins Zimmer, ihrem Gatten zu Füßen, seine Knie umfangend und das schöne thränenvolle Auge bittend zu ihm emporgerichtet.

„Ha! mein Weib!" rief Strauß voll Staunen, Verwunderung und Zorn, „mein Weib! ja diese ist der Uebel größtes! Was wollen Sie?" fuhr er, finster grollend fort: „was wollen Sie, Madame? Sind Sie gekommen, sich an den Schmerzen zu weiden, die ich um Ihretwillen erdulden muß? O das ist mehr als teuflisch!"

Madame wollte reden, aber sie konnte vor Weinen nicht; Strauß betrachtete sie mit ineinandergeschlungenen Armen, und sprach nach einer Pause voll Pathos und Rührung: „O ewige Natur! wie war es möglich, daß Du in einen so schönen Körper eine so schwarze Seele bannen konntest? was könnte das Weib sein, wenn es seine Bestimmung erfüllen und das sein wollte, was es sein sollte. O ewige Natur! zeige mir ein vollkommneres Weib, und ich will anbetend und bewundernd davor niedersinken, aber hinweg mit solchen Träumen, sie werden nie erfüllt werden. Stehen Sie auf, Madame!"

„Nicht eher, bis Sie mir verzeihen!“

„Nimmermehr!“

„O sein Sie nicht grausam!“

„Ha, Weib! wenn ich es bin, wessen Schuld ist es?“

„Ich habe gefehlt, geliebter, einziger Mann! aber hier liegt die reuige Verbrecherin zu Ihren Füßen, ja, Strauß! ich habe bereut, furchtbar bereut, Ihr edles Herz jemals wissentlich gekränkt zu haben, kann mir dies denn kein Recht auf Ihre Verzeihung geben?“

„Nein! nein! nein! stehen Sie auf, sage ich, es ist Alles vergebens, stehen Sie auf! wollen Sie Komödie mit mir spielen? Gefehlt, Madame! weit gefehlt, wenn Sie glauben, mich dadurch wieder zu verlocken, daß ich mir von Neuem das Netz über die Hörner werfen lasse, ich bin ein Mann von Ehre, und als solcher weiß ich, was ich schuldig, mir schuldig bin!“

„Nun, dann!“ rief Eulalia, indem sie sich erhob, mit stiller Ergebung: „Nun, dann: so sei es! ich scheide von Ihnen, ob mir das Herz auch bricht; aber ich will mein Lebensglück nicht auf Kosten Ihrer Ruhe erkaufen, freilich, ob Ihre Ehre, ob Ihre Ruhe gefährdet worden wäre, wenn Sie sich wieder mit mir vereinigt hätten, das ist noch die Frage! ich würde Ihnen Alles wieder

ersetzt haben, denn bei meiner jetzigen Gage würde mir das ein Leichtes sein."

Strauß wurde aufmerksam, er betrachtete sein Weib mit einem Blick wiedererwachender Liebe, „Wie viel Gage bekommen Sie?" fragte er ernst, doch milde.

„Zehn Thaler wöchentlich."

„O Eulalia!" rief Strauß, trat einen Schritt näher, und es war sichtlich, wie er vergebens strebte, seine Liebe niederzukämpfen, aber die Ehre gebot, er trat wieder einen Schritt zurück und sprach dumpf-schmerzlich: „Wir müssen dennoch scheiden!"

„Ja, das müssen wir! aber ohne Groll?"

„Ohne Groll!"

„Und nur für dieses Leben!"

„Dort giebt es keine Vorurtheile!"

„So lebe wohl!"

„Leb wohl!"

Sie ging zur Thür. „O mein Gott! wie wird mir?" rief sie auf der Schwelle, und begann zu sinken, Benjamin sprang hinzu, sie in seine Arme fassend; da brach die Rinde von Strauß's Herzen, er stürzte auf die Ohnmächtige zu, preßte sie innig in seine Arme, und rief weinend: „Eulalia! ich verzeihe Dir!"

Schöne Gruppe.

Benjamin aber sprang lachend davon, der vereinigten Direction Bericht abzustatten.

Also ward Strutzel genannt Strauß, wieder mit seiner Gattin versöhnt, wie auf nebenstehendem Bilde annoch zu sehen.





Das vierte Kapitel.

Wie der Schauspieldirector Nr. 1 Wort hielt, und einen Versöhnungs-Schmaus ausrichtete; wie Held Benjamin nun wirklich Komödiant wurde, und den Don Juan zu seiner ersten Rolle wählte; was sich nach dem Versöhnungsmahle begab, und wie Held Benjamin und Strutzel-Strauß am andern Morgen ein vernünftiges Gespräch führten. Trotz der langen Ueberschrift das kürzeste Kapitel in diesem Buche.

Der Director Nr. 1 hielt Wort, am nächsten Tage, wo kein Schauspiel war, erhielt die ganze Gesellschaft eine freundliche Einladung zum Versöhnungsschmause in dem Logis des edlen Strutzel. Nicht Einer blieb aus, denn wo es zu essen und zu trinken giebt, sind Schauspieler von ächtem Schrot und Korn immer bei der Hand; nicht etwa als ob sie so ausgehungert wären, im Gegentheil, es müßte schon sehr arg hergehen, wenn selbst der

schlechteste Komödiant es in der Regel nicht eben so gut haben sollte, wie ein solider wohlhabender Bürger (nämlich was das Essen und das Trinken betrifft); aber es bildet einen Grundcharakterzug aller, oder doch wenigstens der meisten Schauspieler, daß sie gern alles en Masse verrichten, und zusammen fassen. „Ein volles Haus, eine volle Tafel!" eine Schauspielergesellschaft ist wenigstens, wo es darauf ankommt, zu genießen, recht eigentlich eine Gesellschaft.

Benjamin und der Director Nr. 1 machten die Honneurs und empfingen die Gäste nach Stand und Würden. Strauß und Frau saßen bis zur Eröffnung der Tafel, bald hätt' ich gesagt Loge, es soll aber heißen Scene, im Nebenzimmer auf dem Sopha, freundlich kosend, ein Muster solider Eheleute.

Endlich waren die Geladenen sämmtlich beisammen, und das Strauß'sche Paar trat „inmitten Aller," die Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Nachdem die „Cour" beendigt war, ging's zu Tische, wo es lustig genug herging, sonder Zank und Streit, nach der goldnen Regel:

„Bei Tische sollet ihr
Des Streitens euch begeben."

Als Alle so recht auf der höchsten Spitze des Frohsinns schwebten, winkte der Director unserm Hel-

den und führte ihn an ein Fenster, dort begann er traulich und leise also wie folgt:

„Nochmals, mein werther Herr Buonfigli, muß ich Ihnen meinen gefühltesten Dank für Ihre treue Mitwirkung bei dem Versöhnungsgeschäft des Herrn Strauß mit seiner Gattin abstatten. Sie haben mir dadurch einen großen Dienst geleistet, und ich, weiß Gott! ich bin nicht wie viele meiner Herrn Collegen, undankbar für empfangene Wohlthaten. Ach, Herr Buonfigli! wäre es mir doch vergönnt, Ihnen dieses gleichfalls durch Thaten zu beweisen, aber so im Fluge läßt sich das nicht abthun. Theuerster Herr Buonfigli! haben Sie über den Vorschlag nachgedacht, welchen ich Ihnen diesen Morgen that? könnten Sie sich entschließen, ein Mitglied meines Künstlervereins zu werden? oder wenigstens als Gast einige Wochen oder Monate bei meiner Bühne zu verweilen? was das Honorar betrifft, so kann ich Ihnen, leider! zwar keine großen Anerbietungen machen, denn als Oberhaupt einer reisenden Gesellschaft sind meine Mittel nur gering; aber was ich geben kann, will ich geben, und prompt! antworten Sie mir also, mein Theurer."

Benjamin, der mit seinem scurrilen Sinn, dem Theaterleben schon die ergötzlichste Seite abgewonnen hatte, und fest entschlossen war, Alles

mitzumachen, was ihm aufstoßen würde; Benjamin, der sich dem Zufall, der Laune und dem Glücke unbedingt überlassen, weil er es erkannt, daß unsere Macht nicht ausreicht, unser Geschick zu lenken, sondern daß wir ihm nur trotzen können, und lachend untergehen; Benjamin (das wird ein pathetischer Satz) antwortete und sprach: „Ich habe mich bedacht, mein werther Herr Director, und hier ist mein Vorschlag: ich gebe in der Stadt, wohin Sie jetzt Ihre Gesellschaft führen, drei Gastrollen unentgeldlich —"

„O Sie edelster Mann!" fiel ihm hier der Director ins Wort und umarmte ihn, „Sie wahrer Freund und ächter uneigennütziger Künstler!"

Benjamin fuhr fort: „Gefalle ich —"

Director. Kein Zweifel! herausgerufen sollen Sie werden! jeden Abend herausgerufen, dafür stehe ich.

Benjamin. Mir recht! also gefalle ich, dann wollen wir sehen, wie wir uns über die Zukunft einigen.

Beide Theile schlugen kräftig ein, und tranken auf gute Erfüllung. „Als was wollen Sie zuerst auftreten?" fragte der Director noch.

„Als Don Juan," lachte Benjamin, und sang, indem er das Glas hoch hielt:

„Viva la femina!
„Viva il buon vino!
„Sostegno e gloria,
„D' umanità!"

„Herr Director! auf ein Wort!" rief Strutzel-Strauß, indem er hinzutrat.

„Womit kann ich dienen, mein allerwerthester Herr Strauß?"

Strauß. Wann reisen wir?

Director. Ende der Woche.

Strauß. Wohl! ich hoffe, Sie werden mit uns zufrieden sein, beschäftigen Sie mich nur fleißig, und sehen Sie darauf, daß die mir zukommenden Rollen keinem Andern gegeben werden! Ich spiele erste Helden, edle Charaktermänner, großartige Tyrannen, zärtliche Väter, und humoristische Alte. Ist also etwas dergleichen zu spielen, so lassen Sie es mich spielen, als ächter Künstler, dem Bescheidenheit ziemt, werde ich mich dann auch nicht weigern, andere gute Rollen (sollten sie auch nicht geradezu in mein Fach schlagen) zu spielen, denn ich bin, wo es sich thun läßt, gern gefällig.

Director. Sehr wohl, mein werther Herr Strauß.

Strauß. Und dann noch eins, meine Gattin betreffend, ich kann es nicht mehr zugeben, daß

sie hinführo in Rollen auftritt, welche es mit sich bringen, daß sie im Männercostüm erscheint, sie darf durchaus keine Hosen mehr anziehen.

Director. Ei! ei! mein werther Herr Strauß! keine Hosen mehr?!

Strauß. Bei Gott! keine Hosen mehr! so wie nichts, was gegen den Anstand und die guten Sitten streitet, in ihren Rollen vorkommen darf. Alles dieser Art muß gestrichen werden! überhaupt sollte so etwas gar nicht auf der Bühne vorkommen, denn die Bühne soll eine Schule der guten Sitten und der Moral sein.

Director. Aber bedenken Sie, das Publicum findet nun einmal Geschmack an dergleichen.

Benjamin. Und dem Geschmacke des Publicums muß und darf eine Direction nicht zuwider sein.

Director. Bei Leibe nicht! wo sollten sonst die Gagen herkommen?!

Benjamin. Und dann sind Hosen, an sich betrachtet, gewiß eine sehr unschuldige Sache, ja gewissermaßen ein unendlich zuverlässigeres Verwahrungsmittel für die weibliche Tugend, als ein Dutzend Unterröcke vom dicksten Flanell, welches schon daraus hervorgeht, daß die eifersüchtigen Türken ihre Weiber sämmtlich in Hosen einhergehen lassen, also Strauß: gieb die Hosen zu!

Director (dem Strauß ein Glas reichend). Geben Sie die Hosen zu.

Strauß. Wohlan: es sei! aber keine enge Hosen.

Benjamin. Ei! je enger, je besser!

Director. Ja! je enger, je besser! das macht **Furore** —! trinken Sie, werthester Herr Strauß! geben Sie die engen Hosen zu!

Strauß (trinkt). Gut also! enge Hosen, aber sonst nichts gegen den Anstand, und gegen die guten Sitten.

Benjamin. Das findet sich.

Director. Richtig! das findet sich, aber jetzt lassen Sie uns zur Gesellschaft gehen, sonst bekommen wir nichts mehr ab.

Sie gingen.

Bis zwölf Uhr Nachts hatte das Versöhnungsmahl gewährt, da brachen die Gäste auf, und empfahlen sich mit mehr oder minder schweren Köpfen.

Strauß war schon früher auf den Sopha hingesunken, und schlief, als schliefe er den Schlaf der Seligen. Benjamin hatte ihm arg zugetrunken.

Madame Strauß hatte sich auf ihr Zimmer

zurückgezogen, eben wollte sie das Nachtlämpchen auslöschen —

„Aber plötzlich die Thüre springt auf,
„Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
„Liebesicher ruht sein Auge
„Auf dem weißen, schlanken Weibe."

„Mein Gott! Herr Buonfigli!" rief Madame Strauß erschrocken, „wo ist mein Mann?"

„Er schläft auf dem Sopha im Gesellschaftszimmer; ich habe die Thür hinter ihm zugesperrt, damit er sicher ist, vor Gefahr."

„Ei! und was wollen Sie noch so spät bei mir?"

„Meinen Dank, schöne Dame!"

Was jetzt erfolgte, weiß ich nicht, denn es wurde plötzlich — stockfinster im Zimmerchen. —

„Wüßte ich nur wer das Licht ausgelöscht hat?"

„Mein Weib ist doch ein wahrer Engel an Sanftmuth und Güte!" sprach traulich Strutzel am andern Morgen zu unserm Helden. „Auch nicht den leisesten Vorwurf machte sie mir, auch nicht durch eine Miene ließ sie mich meine Unart entgelten, die ganze Nacht hier auf dem Sopha

verbracht, und sie einsam gelassen zu haben, im trauten Kämmerlein. Eigentlich bist Du daran Schuld, denn Du trankst mir gestern Abend gar zu arg zu. Junge! bei dieser Gelegenheit habe ich gesehen, daß Du Deinen Mann stehst, Du soffst ganz mörderlich und standest doch, ohne zu wanken."

Benjamin. Ja: er trank und stand, und er trank fort und stand, und er kämpfte, und siegte, und steht.

Strauß. Wie? was meinst Du?

Benjamin. Pah! ein Räthsel! Hast Du Kopfweh?

Strauß. Ganz verflucht! Aber wieder auf meine Frau zu kommen —

Benjamin. Richtig! auf Deine Frau! nun?

Strauß. Ich hatte Recht, gestern die Sache zur Sprache zu bringen, von wegen des Anstands und der guten Sitten, denn sieh, lieber Benjamin, das Weib ist eine Rose, die nur für ihren Mann duften soll.

Benjamin. Das thut sie aber nicht.

Strauß. Wer nicht?!

Benjamin. Die Rose nicht! sie duftet für Jedermann, der eine Nase hat.

Strauß. Ei! man muß das Gleichniß nicht zu weit verfolgen!

Benjamin. Uebrigens sagt ja Schiller:
„Einer hübschen Dirn' Angesicht
„Muß allgemein sein wie das Sonnenlicht!"

Strauß. Ich denke nicht wie Schiller.

Benjamin. Das weiß ich, lieber Strauß!

Strauß. Und ich will mein Weib für mich apart haben.

Benjamin. Du kannst Dir allenfalls ein Patent geben lassen.

Strauß. Ernsthaft, Benjamin! ich will mein Weib für mich apart haben, und ich habe mir fest vorgenommen, in dieser Hinsicht keinen Spaß zu verstehen.

Benjamin. Wohlverstanden! und wenn es Ernst würde?

Strauß. Ich würde rasen!

Benjamin. Wie Lear, oder wie Othello?

Strauß. Genug! ich würde rasen, und dann kenn' ich mich selbst nicht mehr! dann, meinetwegen, fließe Blut!

Benjamin. Also wie Don Philipp? bravo!

Strauß. Ich denke, Du kennst mich, Benjamin.

Benjamin. „Ja, Spiegelberger! ick kenne Dir!"

Strauß. Und ich weiß, was Du für ein Vogel bist, also hüte Dich, daß ich nichts argwöhne.

Benjamin. Va! Du wirst nichts argwöhnen.

Strauß. Höre, Junge! ich sage Dir —

Benjamin (rasch). Was?

Strauß trat dicht vor ihn hin, sah ihn lange starr an, schlug sich mit der Faust vor die Stirne, und verließ dann, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Benjamin aber warf sich lachend auf den Sopha und rief: „O Menschen! Menschen! — Komödianten!"

Das fünfte Kapitel.

Wie die Gesellschaft von der Provinzialstadt ab=, und nach der Residenzstadt eines kleinen Fürsten reisete; wie Held Benjamin den Don Juan spielte, und sich in die Sängerin der Donna Anna verliebte. Theater=anekdoten. Die Sängerin heirathet einen X=Grafen. Benjamins Leiden. Er verläßt das Theater und der Erste Theil wird beschlossen. Ein langes Kapitel, nebst einigen Extrabeilagen.

„Nein, es ist nicht mehr zum Aushalten! das ist mein Tod! fort, fort mit der Monatsgage, mit der ganzen Monatsgage, den Vorschuß obendrein! und keinen Pfennig bezahlt, keinen Pfennig! Aber es geschieht mir recht, warum war ich ein Narr, warum traute ich ihnen, warum zahlte ich?! Jetzt hab' ich's, jetzt sitze ich vor dem Riß, denn mein sauberer Herr College hat sich ebenfalls gedrückt! und wie wird es erst mit den Uebrigen

werden?! Allgerechter! womit hab' ich es verschuldet, daß Du mich so hart strafst? oh! oh! oh! Pest, Mord, Tod, Hölle und Verderben!" also klagte der Director Nr. 1, indem er wüthend im Zimmer auf- und abrannte, und mit den Armen auf schreckliche Weise handtirte.

„Ei, mein Theurer, was ist Ihnen?" fragte der so eben eintretende Benjamin, „Sie sind ja ganz außer sich."

„O ich bin der unglücklichste Mensch!" versetzte jener, „ich bin betrogen, niederträchtig betrogen, und es kann mein völliger Ruin werden, denn Alles stürmt jetzt auf mich ein; o ich wollte, ich stäke in dem tiefsten Abgrund der Erde, es würde mir wohl sein."

„Fassen Sie sich, lieber Freund! theilen Sie mir mit, was Ihnen fehlt, vielleicht kann ich Ihnen helfen."

„Unmöglich!"

„Wer weiß! erzählen Sie!"

„Nun wohlan denn! daß mein saubrer Herr College mich heimlich verlassen hat, wissen Sie schon."

„Danken Sie Gott dafür, der Kerl verstand ja vom Theaterwesen so wenig wie ein Reitstiefel."

„Wahr! und so war er mir in allem hinderlich, aber er hatte Geld, Geld, Geld! Doch es möchte drum sein, denn er war ein Erzknicker,

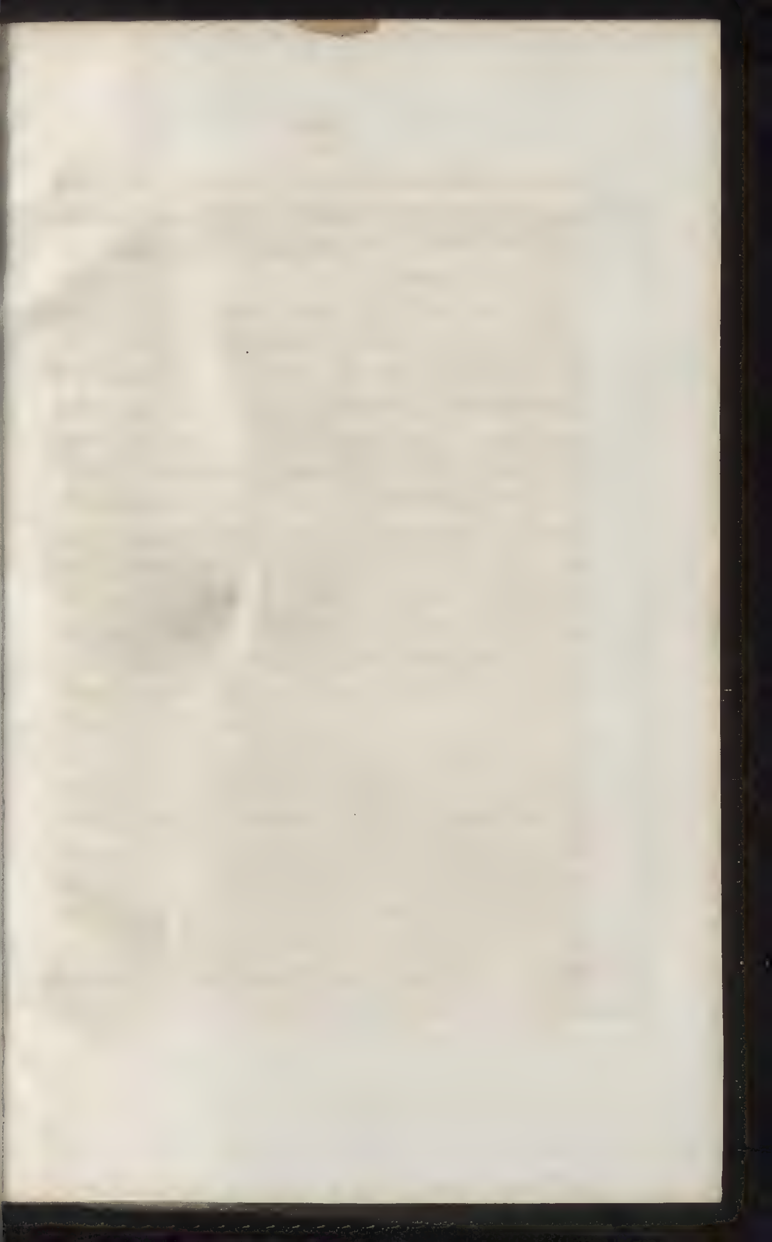
und eine Ewigkeit verging, ehe man etwas von ihm herauszwacken konnte, mag er zum Teufel gehen!"

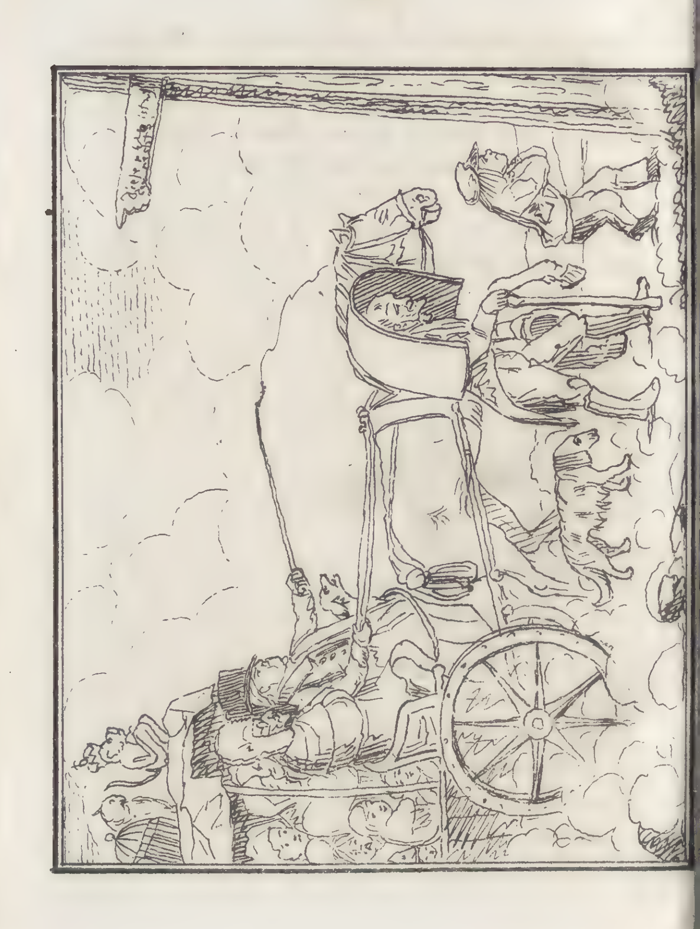
„Nun! also —"

„Aber da ist mir auch meine Prima Donna mit einer vorausbezahlten Monatsgage, nebst dem Rest des Vorschusses (20 Louisd'or!) und mit Hinterlassung einer ansehnlichen Menge Schulden durchgegangen. Oh! oh! oh!

„Willst du die größte Qual auf Erden,
„So mußt du Schauspieldirector werden!"

Herr, ich sage Ihnen, ein Napoleonscher Rückzug durch Rußlands Eisfelder, das Uebersteigen des Balkans — ist Kinderspiel, wenn man dagegen den Jammer und die Noth vergleicht, die ein armer Schauspieldirector erdulden muß, eh es ihm gelingt, seine Gesellschaft von einer Stadt zur andern glücklich weg zu bringen. Schulden! Schulden! und immer Schulden! ich mag es anstellen wie ich will, ich kann's nicht verhindern! So oft ich an einen Ort komme, ist mein Erstes, daß ich bekannt machen lasse: man solle sich hüten, den Mitgliedern meiner Gesellschaft zu borgen, aber es hilft Alles nichts! sie borgen und borgen auf Tod und Leben! und wenn mir einer davon läuft, so muß ich armer Teufel zahlen, denn die





Gläubiger nehmen gar keine Raison und die Obrigkeit keine Vernunft an."

„Aber, um's Himmels willen, was mag Ihre Prima Donna bewogen haben, Ihnen so schnöde davon zu gehen? es war doch schon eine gesetzte Dame."

„Was Dame! an ihr lag es nicht! ihr Satan von Mann ist an der ganzen Geschichte schuld, der Kerl, ehemals Lieutenant in ***schen Diensten, die er schlechter Streiche willen verlassen mußte, ist ein rasender Spieler, und Capitalsaufbruder. Er mocht' es wohl gemerkt haben, daß ich um seinetwillen seiner Frau bald den Contract kündigen werde, um so mehr, als ich mit einer jüngern, hübschern und dabei ledigen Sängerin hinsichtlich eines Engagements in Verbindung stehe. Da er nun hier bis über die Ohren in Schulden gerathen war, hat er für gut gefunden, mir heimlich davon zu gehen, und leider! ist ihm der Plan nur zu gut gelungen. O ich sag' es: wenn der Himmel einen armen Schauspieldirector recht hart strafen will, so giebt er ihm eine Prima Donna, deren Mann ein degradirter Lieutenant, ein Professor, ein invalider Courier, oder ein vacirender Graf ist." Der Director sank erschöpft auf einen Sessel, Thränen und Angstschweiß flossen ihm in Strömen über's Gesicht. Benja-

min konnte nicht umhin, ihn wahrhaft zu bemitleiden.

„Hätte ich nur Geld!“ stöhnte der Arme nach einer langen Pause, „hätte nur hundert Thaler, um den ärgsten Schreiern das Maul zu stopfen.“

„Ei!“ rief Benjamin fröhlich, „ei! wenn's nicht mehr ist, ich habe zweihundert Thaler, und diese stehen Ihnen zu Diensten.“

Der Director sprang auf, faßte unsern Helden bei beiden Schultern und sah ihn hoffend und zweifelnd ins Gesicht. „Wär' es möglich?“ fragte er, „spotten Sie meiner nicht? könnten, wollten Sie mir wirklich helfen?“

„Den Augenblick will ich das Geld holen.“

„O Freund! Retter! Engel! holen Sie, ich schreibe Ihnen Wechsel, gute, sichere Wechsel, holen Sie! holen Sie!“

Benjamin ging, das Geld zu holen.

Am andern Morgen, es grau'te noch, fuhren sechs übervolle Reisewagen, nebst zwei ungeheuren Frachtkarren zum Thore des Provinzialstädtchens hinaus. Den ersten Wagen nahmen der Director, das Strauß'sche Ehepaar, und unser Benjamin

ein, auf dem zweiten Wagen befanden sich der erste Tenorist, der dritte Bassist, die Seconda Donna, einstweilen zur Prima Donna avancirt, und der erste Liebhaber. Den dritten Wagen zierten: der Souffleur, der Schneider, der Friseur, der Maschinist. Zierden und Stützen der Bühne! dann folgten auf dem vierten und fünften Wagen: der Buffon, die komische Alte, die jugendliche Liebhaberin, die Anstandsdame, die tragische Heldin nebst einigen Nebenpersonen; auf dem sechsten und letzten Wagen endlich waren sämmtliche Domestiquen, Kinder, Hunde, Katzen, Papagaien, Canarienvögel und der Theaterdichter zusammen gepackt. Dieser Wagen glich so ziemlich einer Arche Noä, und Freund Benjamin konnte nicht umhin ihn zu zeichnen; auf nebenstehendem Blättchen erblickst Du, lieber Leser, eine getreue Copie seiner Zeichnung, der Poet scheint mir besonders gelungen zu sein.

Die Reise ging ohne Unfälle und sonderliche Abentheuer vor sich, ausgenommen, daß Herr Strauß im ersten Nachtquartier wieder ein wenig zu viel Spiritus zu sich nahm, er merkte dies aber selbst noch zeitig genug und legte sich sogleich in seinem schönen neuen Ueberrock zu Bette. Als er am andern Morgen wieder aufstand, sah er aus wie eine gerupfte Gans, wegen der vielen Bettfedern, die sich liebevoll an ihn gehangen hatten, sonst

jedoch verspürte er keine weitern Folgen, und hielt sich tapfer, so lange die Reise noch währte. Am Abend des dritten Tages war endlich das sehnlichst-gewünschte Ziel erreicht, man wünschte sich Glück und hegte große Hoffnungen, wie gewöhnlich, wenn man unter ähnlichen Verhältnissen an einen fremden Ort kommt.

Und jetzt gings ans Erkundigen! der Director machte dem Bürgermeister seine Aufwartung, Benjamin schaute sich um nach Caricaturen und hübschen Mädchen, und so Jeder nach seiner Art, nur Strutzel schien gänzlich umgewandelt, er besuchte keinen Schnappsladen und keinen Weinkeller, sondern saß daheim bei seiner Frau, wie es einem ordentlichen Ehemann geziemt und gebührt, und kein Fremder, wenn er so die Würde und den Anstand des edlen Heldenspielers gesehen, hätte sich's träumen lassen, wie viele Prügel derselbe schon bekommen. Aber wir wissen's, und: „er hat das Horn des Ueberflusses, und die Tugend seines Weibes schimmert hindurch!" ich wette drauf: seine Würdigkeit hält so wenig Stand, wie ihre Tugend.

Uebrigens herrschte die ersten drei Tage eine wahre babylonische Verwirrung unter den Mitgliedern der Gesellschaft, welche noch um vieles durch die Ankunft der neuen Sängerin Signora Gabrielle vermehrt wurde.

Signora Gabrielle war achtzehn Jahre alt; und fast so hübsch wie ihre Namensschwester, die Geliebte des großen Heinrichs von Frankreich, aber sie wußt' es auch, und war so coquett und so stolz, wie es nur immer eine hübsche Sängerin sein kann.

Der Director war außer sich vor Freuden über diese herrliche Acquisition, und gestand es offenherzig: „er komme sich vor, wie die blinde Henne, welche eine Perle gefunden."

Benjamin aber verliebte sich beim ersten Anblick dermaßen in sie, daß er ausrief: „Diese oder keine! und will sie mich nicht heirathen, so verführe ich sie."

„Ei nun! wir wollen sehen!"

Extrablatt.

Wenn ich auf den Anfang meines Romans zurückblicke, und dann die letzten Worte meines Benjamin überlese, so hätt' ich Lust, mich recht tüchtig über meine eigne Selbsttäuschung zu ärgern. Als ich nämlich den Roman begann, es ist die laut're Wahrheit! hatte ich nichts weniger im Sinn, als den Helden desselben zu einem so hypergenialen Bruder Liederlich, wie er's geworden ist, zu machen, sondern das Ganze sollte ein lichtes, heitres Bild werden, wobei ein Jeder mit Wohlgefallen verweilen könnte. Wie gesagt! ich ärgere mich sehr, daß das nicht geschehen ist, aber ich merke es wohl: es konnte nicht anders werden, wenn ich nicht bei der Nachahmerei bleiben, sondern alles so recht aus meinem Innern heraus schreiben wollte. Mein Inneres aber kam schon früh mit sich selbst in Conflict, und ich mag es anstellen wie ich will, ich kann nicht ruhig werden. Ich möchte weinen, wenn ich lache, und lachen, wenn ich weine; aber es giebt nur Betäu-

bung für meinen Schmerz — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ich war fünf Jahre alt, als ich zum ersten Male Mozarts Don Juan sah und hörte; als der erste Act geendet war, überfiel eine plötzliche Unpäßlichkeit meine Mutter und sie mußte nach Hause fahren.

Ich mußte mit; aber was ich gesehen und gehört, hatte einen nicht zu beschreibenden Eindruck auf mein kindliches (?) Gemüth gemacht! Immer und immer klangen mir Don Juans schmeichelnde Weisen, der wilde Jubel seines Champagnerliedes, und dazwischen das donnernde „Trema, Trema!" des ersten Finals, in den Ohren, und gar zu gern hätte ich das Ende des Stücks erfahren. Ich ließ nicht eher nach mit Bitten, bis Mama mich mit meiner Bonne zurück ins Theater schickte.

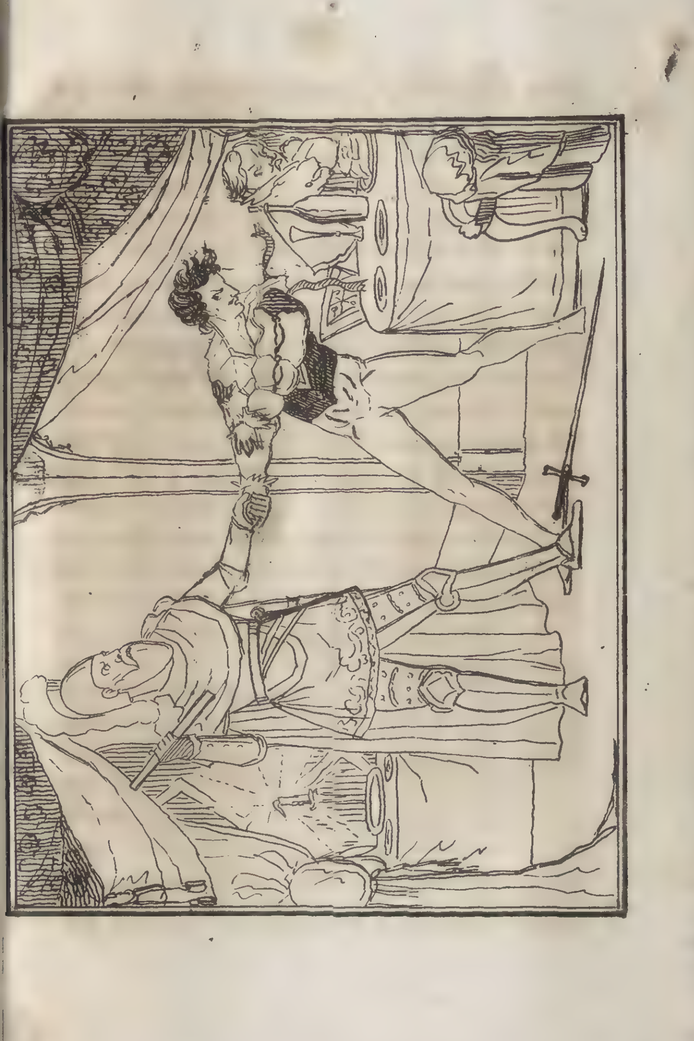
Unterwegs zitterte ich vor Angst, daß es schon vorbei sein möchte, aber die Sänger hatten eine lange Erholung nöthig gehabt; und schon saß ich wieder mit meiner Bonne in der Loge, als der Vorhang zum zweiten Mal aufflog, und das schmeichelnd-überredend-leichtfertig-spottende G dur Duett „Eh via buffone!" 2c. erklang.

Mit steigender Aufmerksamkeit verfolgte ich jede Nummer des unsterblichen Meisterwerks, und

mein böses, kleines, trotziges Herz schauerte hoch auf vor Lust und Entsetzen, als Don Juan, durch Furiengeheul und Sturmesbrausen der furchtbaren Erscheinung sein kühnes nó! nó! nó! entgegen donnerte, und unter dem Jubel der Hölle hinabstürzte in den flammenden Abgrund.

Die Oper war aus; der fünfjährige Knabe wußte recht gut, was Don Juan verbrochen hatte. Ich staune jetzt selbst darüber, wie es möglich war, daß mir an jenem Abend Alles so klar aufging! aber es ist dem so! ich war mündig geworden, ich hatte erkannt Gutes und Böses. Aber demohngeachtet fragte ich meine Mutter, so betrübt als ärgerlich: „aber mein Gott, Mama! warum ist denn der hübsche Don Juan eigentlich in die Hölle gekommen?“ Ich fühlte es wohl, ich würde dereinst — — — — — — — — — — — Wir wollen wieder zur Geschichte zurück kehren, lieber Leser!

Ende des Extrablatts.





„Sie sind ein Gott, Herr Buonfigli!“ rief der Director nachdem der erste Act zu Ende war und preßte unsern Helden stürmisch an seine Brust. „Sie sind ein Gott! ein Teufelskerl! so einen Don Juan giebt's auf der Welt nicht mehr, Sie können jetzt fordern, was Sie wollen; ich werde zahlen, bleiben Sie nur bei mir!“

Benjamin lachte: „Wir wollen sehen!“

„Nichts sehen! Sie müssen bei mir bleiben! alle Damen sind außer sich vor Entzücken über Ihr unübertreffliches Spiel, und Ihren herrlichen Gesang; Sie und Signore Gabrielle dürfen mich nicht mehr verlassen. Nein! solch eine Donna Anna, solch einen Don Juan findet man nicht wieder! Der durchlauchtigste Fürst ließen mich, kaum war der Vorhang gefallen, sogleich in höchstdero Loge rufen, und sagten mir ausdrücklich: Es ist unser höchster Wille, daß die neue Sängerin und der neue Sänger bleiben, für immer! und dann zeigten sie mir höchstdero Hände, welche ganz roth und geschwollen waren vom vielen Applaudiren, und fügten huldreichst hinzu, wie höchstihre Kehle schon ganz heiser geworden vom vielen Bravo-Schreien! O Herr Buonfigli, können Sie noch mehr verlangen?“

„Wahrlich nein! aber ich bitte, lassen Sie das bis morgen ruhen.“

„So lange Sie wollen — horch' da klingelt's! der zweite Act beginnt! vom Theater! vom Theater!“ Alles stiebte auseinander und der zweite Act begann.

Wohl war es wahr, daß Benjamin den Don Juan auf eine ans Wunderbare grenzende Weise gab, aber er *spielte* ihn nicht. Willenlos wurde er fortgerissen mit dem Strom der Töne und der Dichtung. Eine fast wahnsinnige Begeisterung erfüllte ihn, und vereinigte sich mit dem, was er selbst erlebt hatte. Der keckste übermäßigste Muthwille durchzuckte und erhellte die nächtliche Tiefe seines Herzens wie Blitzstral, und riß hervor, Alles, was dort hausete, daß es ausströmte im wilden Todesjubel. Er *spielte* nicht! er *war*. Er *war*! die einzige Stelle in dem A dur Terzett:

„Und Euch, die wir mit Beben,
Im frühen Jünglingsleben,
Zu Göttinnen erheben,
Bethört *ein* schmeichelnd Wort.“

Der *Hohn*, und zugleich der *Schmerz* über die entschwundenen Jünglingsträume, die in dem Vortrage dieser Stelle sich aussprachen, bestätigten es unwiderleglich: Er *war*!

Es hätte aber mit dem Teufel zugehen müs=

sen, wenn er mit einer so rasenden Exaltation glücklich zu Ende gekommen wäre, und das geschah denn auch wirklich nicht. Schon bei den Worten, womit er höhnend die bittende Elvire abfertigt:

„Mein künft'ges Schicksal
Macht Ihnen bange?
So trieb ich's lange,
Und mir war wohl."

Schon bei diesen Worten war es bemerkbar, wie ihm nicht mehr ganz wohl sei. Doch hielt er sich noch die Geisterscene hindurch, und raffte besonders gegen das Ende deerselben trotzig all seine Kraft zusammen, aber kaum daß er das letzte furchtbare „Nein!" ausgerufen, so unterlag er seiner Empfindung! Er stürzte kraftlos zu Boden; und besinnungslos rissen ihn die Furien mit sich fort — in die Garderobe. — O Ironie des Lebens! warum nicht wirklich in die Hölle? — Bei meiner Ehre! diesses jämmerliche schaale Leben und Sterben erscheünt mir so nichtswürdig, daß ich mich dem Teufell ergeben, und mich mit Freuden von ihm holen lassen wollte, blos der Abwechslung wegen.

Ein heftiges Nervenfieber warf unsern Helden, in Folge seines genialen Spiels als Don Juan, so wie auch vielleicht in Folge einiger andern Spielereien, darnieder und hielt ihn sechs Wochen auf dem Lager fest zwischen Leben und Tod. Wilde Phantasien verwirrten während dieser Zeit seine Sinne. Donna Anna, der steinerne Gast (welchen Letzteren er als den Geist seines Vaters bezeichnete), seine Liebenauer Freunde, Angela und die Gräfin huschten und wirbelten in allerlei bunten Bildern in seinen Träumen an ihm vorüber.

Der Director war in Verzweiflung! Madame Strauß verbrachte, trotz der Othello-Wuth ihres Mannes, weinend die Nächte an dem Bette ihres geliebten Verführers; die Donna Seconda, als Elvira, fehlte nicht, auch nicht Zerlina, die Nichte derselben, nur Gabrielle blieb gleichgültig über das Schicksal ihres Don Juan, obschon sie es erfahren hatte, wie er im Fieberwahnsinn ihren Namen ausgerufen. Wahrhaftig eine kaltherzige Dame!

Endlich ließ die Wuth der Krankheit nach, Benjamin kam wieder zur Besinnung und wunderte sich nicht wenig, seine drei Geliebten weinend an seinem Lager sitzen zu sehen.

„Wo bin ich?" fragte er erstaunt; denn seit jener Ohnmacht auf dem Theater, war er nicht wieder zum klaren Bewußtsein gekommen.

Da stürzten die drei Damen auf ihn zu, und umarmten ihn zugleich, und riefen jauchzend: „Er lebt, er spricht wieder vernünftig!" darauf umarmten sie sich untereinander und weinten Freudenthränen, die Thränen des Leides noch auf den Wangen. „Also schnell wechseln Freude und Schmerz im menschlichen Leben!"

Indem traten der Arzt und der Director ins Zimmer, Beide hatten nicht geringere Freude, über die Folge der überstandenen Krisis; doch ersuchte der Doctor die Damen jetzt alles Ernstes: ihrem Liebling ungestörte Ruhe zu gönnen, da nur sie vermögend sei, ihm bald und sicher alle Kräfte wieder zu geben. Er versprach ihnen jedoch täglich die zuverlässigsten Bülletins über das Befinden des Patienten mitzutheilen. Die Damen empfahlen sich, wiewohl sehr ungern.

Der Doctor erkundigte sich jetzt ausführlich nach dem Befinden unseres Freundes, verschrieb etwas, und ging dann ebenfalls, indem er ihn außer Gefahr erklärte, und nur Ruhe und strenge Diät empfahl.

„Nun, mein theurer, geliebter Buonfigli.“ sprach der Director, als sie allein waren, und setzte sich traulich an sein Bett, „meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrer Wiedergenesung, gebe der Himmel nur, daß sie bald ganz beendigt ist, damit wir wieder anfangen können, Furore zu machen. Das ganze fürstliche hohe Haus, so wie ein verehrungswürdiges Publicum nehmen den lebhaftesten Antheil an Ihnen, und sind aufs Aeußerste auf Ihr Wiederauftreten gespannt, denn Alle meinen, Sie und die Signora Gabrielle dürften durchaus nicht getrennt erscheinen, und ich meine das nämliche, denn meine Casse hat es empfunden, daß ich Sie Beide nicht missen kann.

„Wie ist das hiesige Publicum mit dem edlen Strauß zufrieden.“

„Ums Himmels willen reden Sie mir nicht von dem! Er hat hier gar nicht auftreten dürfen, ich mußte ihm auf allerhöchsten Befehl den Contract kündigen.“

„Ei, wie kam das.“

„Sie erinnern sich wohl noch, daß er sich die ersten Tage seines Hierseins sehr ordentlich betrug?“

„Ja, und ich habe mich genug darüber verwundert.“

„Er konnte für das Muster eines soliden Schauspielers gelten, und ich hatte meine herzinnige

Freude daran, obschon er mir auf andere Weise arg zusetzte, indem er mit Teufelsgewalt den König Lear spielen wollte, welche Rolle er einstmals von dem großen Devrient in Berlin gesehen haben will, und nun meint: er könne sie ihm ohne sonderliche Mühe nachspielen. Ich konnte das Stück in diesem Augenblick nicht besetzen; auch wissen Sie, daß es, leider! wenig macht, wenn nicht ein ausgezeichneter Künstler, oder gar der große Devrient selbst die Hauptrolle giebt. Ich schicke ihm daher einstweilen andere Rollen, und vergesse nicht, die Bemerkungen hinsichtlich der Hindernisse wegen Aufführung des Lear ihm beizuschreiben. Er aber schickt mir sämmtliche Rollen zurück mit der lakonischen Antwort: „Ich muß den Lear spielen!" Ich gehe selbst nach seiner Wohnung, treffe aber Niemand dort, denn seine Frau saß hier bei Ihnen, und er selbst war ausgegangen, wie ich hernach erfuhr, in einen Schnappsladen. Dort nun betrinkt er sich, fängt Händel an und wird mörderlich abgeprügelt, wobei man ihm die Kleidungsstücke dergestalt mitnimmt, daß sie ihm nur noch in Fetzen um den Leib hängen.

Unglücklicher Weise reitet der Fürst in selbigem Moment bei dem Hause vorbei; er läßt sogleich die ganze saubere Gesellschaft arretiren, und

da er hört, wie Herr Strauß unaufhörlich brüllt: Laßt mich frei, ich bin ein Künstler, ein dramatischer Künstler, so läßt er selbigen sich nach aufs Schloß führen. Dort begann nun zwischen dem Fürsten und unserm Strauß folgender Dialog, welchen mir der Adjutant des Fürsten wörtlich mittheilte.

Der Fürst (dicht vor Strauß hintretend, und ihn betrachtend). Also Schauspieler?

Strauß (mit einer Verbeugung). Ja, Ew. Durchlaucht.

Der Fürst. Spielen —?

Strauß (wie oben, ernsthaft). Edle Helden, Anstandsrollen und Fürsten.

Der Fürst betrachtet seinen zerlumpten Rock, den zusammengedrückten Hut, das blutrünstig geschlagene Gesicht, und bricht in ein lautes Gelächter aus. Strauß will sich entschuldigen, der Fürst aber fällt ihm ins Wort: „Schon gut, mein Herr, ich werde Sie zu Ihrem Director senden." Er schickt ihn mir denn auch richtig mit zwei Gensdarmen zur Seite, ins Haus, aber natürlich mit der Weisung: ihm sogleich den Contract aufzukündigen. Das hab' ich denn auch gethan, obwohl mir's leid ist, der Frau wegen, doch vielleicht trennt sie sich wieder von ihm."





„Sicherlich!“ meinte Benjamin, „der Kerl ist unverbesserlich.“

Nach acht Tagen war Benjamin wieder hergestellt, und der Director begann mit dem Regisseur sich zu berathen, wann und in welchen Parthien Benjamin zuerst wieder auftreten solle. Benjamin kümmerte sich wenig darum, sondern hatte nur Augen und Sinn für die schöne Gabrielle. Liebte er sie wirklich, oder war es nur Laune der Liebe? ich weiß es nicht! aber so viel weiß ich: viel Herzeleid macht' es ihm, was es auch immer war.

Er mußt' es sich gestehen: einer aufrichtigen ersten Liebe sei diese Schöne nicht werth; aber so hätt' er ja auch nicht mehr lieben können, wäre sie's auch werth gewesen; kurz, er kämpfte wie immer, so auch hier, viel mit sich selbst, aber er unterlag hier mehr denn jemals; das ist die Zaubermacht der Theaterprinzessinnen! auch **ich** habe sie empfunden.

Ich hab' schon oben bemerkt, daß Signora Gabrielle eine Theaterprinzessin war, so gut, wie

irgend eine Andere. Ueberdies war sie, was viele nicht sind, klug, und nur auf ihren Vortheil bedacht; und folglich um so gefährlicher. Kein Zweifel, daß sie unsern Helden würde begünstigt haben, wäre sie verheirathet gewesen, oder hätte sie sonst schon einen sichern Freund gehabt, denn deutlich verrieth sie's, wider ihren Willen, daß sie ihm nicht gram sei; aber ihr Eigennutz siegte, denn sich ihm zu verbinden als Frau, dazu war er ihr zu arm und — Schauspieler. Eine hübsche Sängerin will heut zu Tage wenigstens einen Grafen, wenn sie keinen souverainen Fürsten zum Gemahl bekommen kann.

Benjamin wollte verzweifeln, daß alle seine Versuche fehl schlugen, seine Donna für sich zu gewinnen, und der Director verzweifelte in der That, weil sein Sänger umherlief wie besessen, und kein vernünftiges Wort mit sich sprechen ließ. Nicht minder verzweifelten Madame Strauß, die Seconda Donna und deren Nichte. „Der Treulose!" riefen sie im Trio lamentoso; kurz, es war eine arge Verwirrung. Da nahte sich zur rechten Zeit die Entwicklung.

Der Fürst hatte einen Günstling, Graf Xavier genannt, Manche nannten ihn nur einen X-Grafen, weil er der eheleibliche Sohn eines Friseurs war, und nur die Gunst des Fürsten ihn in den Grafenstand erhoben hatte.

Der Graf war ein Günstling, wie er sein muß, wenn er sich in der Gunst seines Fürsten erhalten will, das heißt, er nahm es mit seiner eignen Ehre nicht so genau, und mit der Ehre seines Fürsten nicht mehr und nicht weniger, als Serenissimus zu befehlen geruhten, übrigens war er der unerschöpfliche **Maître de plaisir**, wo es galt, ein neues Vergnügen aufzuspüren; er hatte in dieser Hinsicht eine Nase wie ein Trüffelhund, wie denn in seinem ganzen Wesen viel Hündisches sich vorfand.

Sr. Durchlaucht hatten sich einstmals dahin zu äußern geruht: „Die kleine Sängerin sei gewissermaßen eine **quasi** Göttin." Der Graf hatte den Wink verstanden, und hatte jetzt nichts Eifrigeres zu thun, als dahin zu arbeiten, daß die Wünsche seines allergnädigsten Herrn baldigst erfüllt werden möchten. Aber er hatte sich verrechnet, denn als er Gabriellen den Antrag machte, fragte sie ihn ganz naiv: „Ob der Fürst gesonnen wäre, sich mit ihr zu vermählen?"

„Sind Sie von Sinnen!“ platzte der Graf heraus, „der Fürst sich mit Ihnen vermählen?!“

„Nun, warum nicht? oder wollen Sie mich heirathen?“

Der Graf stand wie vor den Kopf geschlagen, noch einmal versuchte er Alles, er machte die ungeheuersten Anerbietungen, er zog einen unschätzbaren Schmuck hervor, umsonst, Gabrielle beharrte bei ihren Bedingungen: „Meiner Tugend darf ich nichts vergeben. Entweder der Fürst läßt sich mit mir trauen, oder Sie machen mich zu Ihrer Gemahlin, sonst um keinen Preis.“

Der Graf war in Verzweiflung, aber er mußte sich abtrollen, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben.

„Nun, mein lieber Xavier!“ rief der Fürst ihm am Abend freundlich entgegen, „nun, wie steht's?“

Der Graf zuckte die Achseln.

„Ich will nicht hoffen!“ zürnte der Fürst und wurde roth vor Unwillen, „man rede! man erkläre sich! man erzähle! woran liegt's?“

Der Graf erzählte kleinmüthig.

„Also heirathen will sie?“

„So ist's, Ew. Durchlaucht.“

„Nun, so heirathen wir, ins Teufelsnamen!"

„Wie, Ew. Durchlaucht wollten — eine Sängerin —"

„Bête! wer spricht von mir? Er soll sie heirathen!" der Graf erblaßte, „ich ertheile Ihnen den Kammerherrnschlüssel," fuhr der Fürst milder fort, „aber eilen Sie, vollziehen Sie schnell Ihre Verlobung in dieser Stunde noch! diesen Abend werde ich sodann Ihrer Verlobten meinen Glückwunsch persönlich abstatten."

Und so geschah es, der Graf verlobte sich mit der schönen Gabrielle, und bekam nicht allein den Kammerherrnschlüssel, sondern auch ein herrliches Landgut mit einem dazu gehörigen Forst voller Edelhirsche, Schwarzwild ꝛc.!

„Ich bin ruinirt," klagte der arme Director, als er den Streich erfuhr, „ich bin total ruinirt."

Benjamin aber lachte: „O Weiber! Weiber!"

„Du hast Recht!" sprach Strutzel, „die Weiber sind nicht werth, daß edelempfindende Männer, wie ich und Du, sich um sie bekümmern, und ich habe mich entschlossen, mein Weib bei eh'ster Ge-

legenheit wieder zu verlassen. Ueberhaupt taugt die ganze Welt nichts mehr, keine Wahrheit, keine Treue, kein Glauben und kein Credit. Denke Dir: da gehe ich heute in den Schnappsladen, wo ich die ganze Zeit über, seit wir hier sind, meinen täglichen Schnapps trank, und sage zum Wirth: lieber John, gebt mir einen Schnapps! und nun rathe einmal, was der Kerl mir antwortet? „Nein!“ Ich denke natürlich, daß er nur spaßen will, und sage zu ihm: genirt Euch nicht, lieber John! und schenkt mir ein. „Habt Ihr Geld? Ih nun, auf Pump! „Nein!“ und nochmals: „Nein!“ und ich muß, so wahr Gott lebt, ohne einen Tropfen Schnapps bekommen zu haben, wieder aus dem Laden gehen, sieh! so weit ist es mit mir gekommen.“

„Geh zum Teufel!“ rief Benjamin ärgerlich-lachend, und verließ ihn.

Sein Entschluß stand fest, immer mehr und mehr hatte er's erfahren, was der Teufel zum Faust sagt:

„Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen,
„Daß Du ein Mensch mit Menschen bist.“

„Ich muß fort, je eher, je lieber.“

Er hielt Wort.

Am andern Morgen noch vor Tagesanbruch

packte er seine wenigen Habseligkeiten zusammen, schrieb an den Director ein herzliches, und an Strutzel ein tolles Abschiedsbillet, übergab beide seinem Wirth zur Bestellung, und wanderte, das Ränzchen auf dem Rücken, mit einer, nach Berichtigung der Zeche, nur kleinen Baarschaft davon.

Als er bei dem Palais des Grafen vorbei kam, blieb er einige Minuten auf seinen Stab gestützt davor stehen und schaute hinauf nach den mit rothseidnen Vorhängen verhüllten Fenstern. „Gabrielle!“ flüsterte er lächelnd, „Gabrielle!“ eine Thräne, die erste seit langer Zeit, glänzte wieder in seinem Auge, „böses, treuloses Mädchen! lebe wohl!

Leb' wohl! leb' wohl, Du schöne Maid,
Du hast mir gemacht viel Herzeleid,
Das nehm' ich jetzt all mit mir,
Und wand're hinaus in die weite Welt,
Nichts Kluges im Kopf und im Säckel kein Geld;
Doch im Herzen das Bildniß von Dir.

Das nehm' ich jetzo mit mir fort,
Von Lande zu Lande, von Ort zu Ort!
Dein Bildniß, und meinen Schmerz. —
Und singe von Lieb' und von Liebesglück —

Und denk' an die Zeit Deiner Küsse zurück!
Und im Singen verblutet mein Herz.

Also singend schritt Benjamin zum Thor hinaus, fort! fort! immer weiter, in die Welt, ins Leben hinein.

Letztes Extrablatt.

Hiermit, vielgeliebter Leser, endet der erste Theil meines Romans, denn die bestimmte Bogenzahl ist voll, und auch im Leben meines Helden bildet sich ein Abschnitt, welcher eine Pause bedingt.

Ich scheide daher von Dir, indem ich Dich de- und wehmüthigst bitte, mir doch, was ich gefehlt und gesündigt, nicht allzuhoch anzurechnen, inmaßen ich noch ein junges Autorlein bin, und meine Federn noch gar nicht gebührend ausgeschrieben habe. Der zweite Theil, das verspreche ich Dir, soll besser werden.

Der Herr Verleger meinte, ich hätte mich selbst in diesem ersten Theil gar zu sehr gelobt — dagegen habe ich gemeint, daß mich andere schon desto mehr tadeln würden, und also mein Bischen Eigenlob schon mit unterlaufen könne.

Dann meinte er, das erste Buch wäre zu breit, ich habe ihm dafür die letzten Bücher um so schmaler gemacht; und so wird sich der Fehler denn ja wohl wieder ausgleichen.

Zum dritten bemerkte er: „daß in manchem der Flegel noch zu sehr durchschimmere —“ Darauf hab' ich ihm nichts geantwortet, weil ich grade Geld brauchte.

Uebrigens hab' ich selbst schon hie und da vieles bemerkt, was in einer zweiten oder dritten Auflage leichtlich verbessert werden kann, und soll das dann auch nachträglich gewiß und wahrhaftig geschehen. Somit lebe wohl, lieber Leser, und bleibe fröhlich und gesund bis an des Lebens

Ende.

